

KATHOLISCHE SonntagsZeitung

FÜR DEUTSCHLAND

128. Jg. 6./7. März 2021 / Nr. 9

www.katholische-sonntagszeitung.de

Einzelverkaufspreis 1,85 Euro, 2063

Die mystischen Klänge der Sackpfeife

Am 10. März ist Tag des Dudelsacks. Der Schweizer Thomas Schönholzer hat sich in das Instrument verliebt und konnte sich einen Traum erfüllen: eine Reise nach Schottland. **Seite 20/21**



Seit 50 Jahren erklärt die „Maus“ die Welt

Als völlig neues Format startete „Die Sendung mit der Maus“ 1971. Seitdem ist das 30-minütige Magazin mit Trickfilmen und zum Teil unkonventionellen Erklärungen für Klein und Groß nicht mehr wegzudenken. **Seite 26**



Gilles: Man kann über alles diskutieren

Für die neue Generalsekretärin der Bischofskonferenz, Beate Gilles, gibt es in der Kirche kein „draußen“ oder „drinnen“ der Positionen. Man müsse über alles diskutieren können. **Seite 5**



Vor allem ...

Liebe Leserin, lieber Leser

Bis zuletzt war unklar, ob Papst Franziskus seine mit Spannung erwartete Reise in den Irak würde antreten können. Die Sicherheitslage und die anhaltenden Herausforderungen durch die Corona-Krise hatten dazu geführt, dass zahlreiche Beobachter den Besuch mit einem Fragezeichen versahen.

Unstrittig war dagegen, dass die Reise des Papstes für die Christen im Irak eine enorme Ermutigung darstellen würde (Seite 4). Der Minderheit, die seit Jahrzehnten einem außerordentlichen Aderlass ausgesetzt ist, droht mittlerweile ein Verlust ihrer kulturellen Identität – eine Katastrophe, die buchstäblich an die Wurzeln des Christentums geht: Liturgiesprache der Chaldäer ist Aramäisch, die Sprache Jesu.

An eine ganz andere Katastrophe erinnert unser „Thema der Woche“ (Seite 2/3): das Reaktorunglück von Fukushima vor zehn Jahren. Es schärfte bei vielen das Bewusstsein, dass der Mensch seine Umwelt nur sehr eingeschränkt kontrollieren kann, und machte deutlich, wie wichtig ein sorgsamer Umgang mit der Natur ist. In der Kirche fand diese Botschaft in der Papst-Enzyklika „Laudato si“ ihren Niederschlag.

Heilung für ein vergiftetes Land

Sie beten im Hibiya Park in Tokio für die Opfer des dreifachen Unglücks: Am 11. März 2011 löste ein Erdbeben vor der Küste Japans einen Tsunami aus. Die Atomkatastrophe von Fukushima war die Folge. Zehn Jahre danach sind noch immer viele Menschen aus der Region enturzelt. **Seite 2/3**



Foto: Imago/Zuma Wire (Montage: SUV)



Ihr
Thorsten Fels,
Chef vom
Dienst

VOR ZEHN JAHREN

Der Tsunami im Reaktor

In Fukushima hatte man vor der Katastrophe Sicherheitsbedenken ignoriert

Als am 13. Februar dieses Jahres ein Erdbeben der Stärke 7,3 die japanischen Präfekturen Fukushima und Miyagi erschütterte, war das wie eine grimmige Reminiszenz an die Dreifachkatastrophe: Vor zehn Jahren trafen die Region ein Megabebe, ein Tsunami und ein Super-GAU. Dabei hätte die schwerste Atomkatastrophe seit Tschernobyl sehr wohl vermieden werden können.

Japans geologische Lage am zirkumpazifischen Feuerring bescherte dem Land bereits viele leidvolle Erfahrungen mit Erdbeben. Doch was sich am 11. März 2011 um 14.46 Uhr Ortszeit ereignete, stellte alles Frühere in den Schatten: 130 Kilometer vor der Nordostküste entluden sich die Spannungen zwischen den Kontinentalplatten in einem Seebeben der Magnitude 9,1 – das stärkste Beben in Japans Geschichte.

Auf 400 Kilometern Länge wurde der Pazifikboden bis in 60 Kilometer Tiefe aufgerissen, Japans Hauptinsel Honshū um 2,4 Meter nach Osten verschoben. Jenes Tōhoku-Beben löste gewaltige Tsunamiwellen aus, die Geschwindigkeiten von bis zu 800 Stundenkilometern und teilweise sogar Höhen von 40 Metern erreichten. 500 Quadratkilome-

ter Küstenland wurden überflutet, Hochseeschiffe wie Spielzeug an Land geschleudert, 400.000 Häuser zerstört. 15.899 Menschen starben, 2529 blieben vermisst.

Im Kernkraftwerk Fukushima Daiichi (Fukushima I), betrieben von der Firma Tepco, waren zu diesem Zeitpunkt drei der sechs Blöcke mit Siedewasserreaktoren in Betrieb. Obgleich nicht für derartig starke Beben ausgelegt, hielten die Reaktoren zunächst stand, Schnellabschaltungen wurden eingeleitet. Doch dann trafen gegen 15.35 Uhr Tsunamiwellen von 13 bis 15 Metern Höhe das Kraftwerk an der Küste.

Unzureichende Mauer

In den Jahren 2000 und 2008 hatten interne Tepco-Studien, basierend auf einem Regierungsbericht, genau jenes Tsunami-Szenario vorausgesagt, für welches die bestehende 5,7 Meter hohe Schutzmauer unzureichend sein würde. Auch japanische Erdbebenforscher und die Internationale Atomenergie-Orga-

nisation (IAEO) hatten Warnungen ausgesprochen.

Spätere Untersuchungen sahen in der Unternehmenskultur und Patronage des Tepco-Konzerns, welcher sich der Protektion durch die Regierung erfreute, eine zentrale Katastrophursache: Konstruktions- und Wartungsmängel wurden übersehen, Sicherheitsnachrüstungen fielen dem Profitstreben zum Opfer. Das Kraftwerk war nicht einmal Teil des bestehenden Tsunami-Frühwarnsystems.

Nun wurden die Reaktorblöcke meterhoch überschwemmt, Pumpen, Sicherheitssysteme, Strom- und Telefonnetze zerstört. Die Notstromgeneratoren fielen aus, und mit ihnen die Kühlwasserversorgung, was wegen fehlerhafter Sensoranzeigen viel zu spät bemerkt wurde.

Ohne frisches Kühlwasser erhitzen sich die Brennstäbe immer weiter, vermutlich bis auf über 2850 Grad Celsius, und begannen zu schmelzen. Dies setzte Wasserstoff sowie hochradioaktive Gas-Isotope von Iod, Cäsium, Strontium und

Plutonium frei, welche durch defekte Dichtungen unkontrolliert in die Reaktorgebäude entweichen konnten.

Brennstoff fraß sich durch

Zwischen dem 12. und 15. März kam es in den Reaktorgebäuden 1, 3 und 4 zu Wasserstoffexplosionen. In den Blöcken 1, 2 und 3 fraß sich zudem der Brennstoff durch die inneren Druckbehälter und weiter durch die Böden der umhüllenden Sicherheitsbehälter.

Die alptraumhaften Fernsehbilder vom durch eine Explosion weggerissenen Dach eines Reaktorgebäudes befeuerten weltweit – auch und vor allem in Deutschland – die Debatte um die atomare Gefahr. Berlin vollzog daraufhin die politische Abkehr von der Kernenergie.

Weil in den ersten vier Tagen die radioaktiven Wolken auf den Pazifik hinaustrieben, blieb Japan eine mit Tschernobyl vergleichbare Extremkontamination erspart. Doch als dann die höchste Radioaktivität austrat, ließ ein Zyklon den Wind auf Nordwest drehen, in Richtung der 60 Kilometer entfernten Präfekturhauptstadt Fukushima. Luftströme verteilten den Fallout aus Ostasien rund um den Globus, auf der Nord- wie auf der Südhalbkugel.

*In dem durch die Katastrophe zerstörten Kraftwerk laufen die Arbeiten zum Rückbau der Anlagen. Das Foto entstand am 11. März 2019, dem Jahrestag des Unglücks.
Foto: imago/Kyodo News*





▲ Auf dem Kraftwerksgelände wird in großen Tanks behandeltes, zu einem überwiegenden Teil bereits dekontaminiertes Wasser aufbewahrt. Foto: Imago/Kyodo News

Am 12. März ordnete Japans Regierung die ersten Evakuierungen innerhalb eines Radius von 20 Kilometern an. Extreme Strahlungswerte außerhalb jener Zone machten weitere Evakuierungen notwendig: 470 000 Menschen mussten im Katastrophenjahr die Region verlassen, 160 000 von ihnen für längere Zeit. In landwirtschaftlichen Betrieben verhungerten hunderte Tiere zurückgelassene Tiere.

In den ersten Tagen oblag das Notfallmanagement 50 Tepco-Mitarbeitern – den „Fukushima 50“ – sowie 270 teilweise zwangsverpflichteten Feuerwehrleuten und Soldaten. In den Kraftwerksgebäuden gab es kaum Beleuchtung, es fehlte an Dosimetern und geeigneter Schutzkleidung. Für die Arbeiter verdoppelte das Gesundheitsministerium kurzerhand den jährlichen Strahlungsgrenzwert, und der Premierminister untersagte ihre Evakuierung.

Seitdem ist viel geschehen. Teile des Geländes wurden durch Kunstharz versiegelt. 1500 Brennstäbe in Abklingbecken 4 wurden bis 2014 durch einen Spezialkran geborgen. Ein zwölf Meter hoher Damm dient heute der Tsunamisicherung.

Was die Kirche sagt

TOKIO/SEOUL – Katholische Bischöfe in Südkorea und Japan lehnen die Entsorgung radioaktiven Wassers aus dem zerstörten Kernkraftwerk Fukushima ins Meer entschieden ab. Die japanischen Behörden hatten beschlossen, eine Million Tonnen gereinigtes radioaktives Wasser ins Meer abzuleiten. „Wir sind gegen die Einleitung von tritiumhaltigem Wasser in den Ozean“, heißt es in der gemeinsamen Erklärung der Bischofskommissionen beider Länder, wie der asiatische Pressedienst Ucanews vor kurzem berichtete. KNA

In kurzen Schichten arbeiten 6000 Menschen auf dem Kraftwerksgelände, nur in Schutzkleidung. Im April 2011 pumpte Tepco zehntausende Tonnen an hochradioaktivem Wasser ins Meer, ungeachtet der Proteste Chinas, Russlands und Südkoreas. Inzwischen wird das Kühlwasser in 1000 Tanks gespeichert und durch Filtersysteme teildekontaminiert.

Entsorgung im Pazifik?

Dadurch fällt allerdings auf dem Kraftwerksgelände hochradioaktiver Schlamm an. Bis heute lagern dort 1,23 Millionen Tonnen mit radioaktivem Tritium belastetes Wasser. Jeden Tag kommen 140 Tonnen hinzu, bis zum Sommer 2022 werden die Lagerkapazitäten erschöpft sein. Nach dem Willen der Regierung soll das Wasser in verdünnter Form in den kommenden Jahren in den Pazifik abgelassen werden.

Mittlerweile haben japanische Gerichte auf die Klagen von Evakuierten hin das schuldhafte Versagen von Tepco festgestellt und ihnen Entschädigungszahlungen zugesprochen. 47 000 ehemalige Bewohner warten bis heute auf die Rückkehr in die Heimat: Die „orange Zone“ wird durch Abtragung des Bodens und Dekontamination der Siedlungen wieder bewohnbar gemacht. Die „rote Zone“ in näherer Umgebung des Kraftwerks wird jedoch noch auf viele Jahre Sperrgebiet bleiben.

Hinter Tokios Hoffnungen, das Kraftwerk bis etwa 2050 zurückzubauen, stehen großen Fragezeichen: Im vorigen Dezember wurden in den Reaktorrüinen weit höhere Strahlungswerte als erwartet gemessen. Roboter funktionierten deshalb nicht. Für Menschen wäre bereits ein einstündiger Aufenthalt in der Nähe der Unglücksstelle tödlich. Michael Schmid

Ohne Sinn für Zukunft

Unglücksregion wurde „Land der schwarzen Säcke“

FUKUSHIMA/NAMIE – Zehn Jahre nach der atomaren Katastrophe haben sich im Nordosten Japans vor allem die Jungen mit deren Folgen arrangiert. Den Alten dagegen fehlt die Kraft, etwas Neues aufzubauen. Sie wurden durch den Tsunami und die Flucht vor der Strahlung enturzelt.

Die Region um Fukushima im Nordosten Japans ist für Hunderttausende zu einem verlorenen Land geworden. Sie ist entstellt und vergiftet. Als ihre Bewohner 2011 vor der Radioaktivität fliehen mussten, ließen sie alles zurück: ihre Häuser, ihre Tiere, die Asche ihrer Ahnen und eigentlich jeden Sinn für die Zukunft hier. Auch zehn Jahre danach sind die Folgen der Tragödie noch überall gegenwärtig.

Namie ist heute eine verbotene Stadt. Die Kleinstadt mit einst 20 000 Einwohnern liegt am Rand der 20-Kilometer-Sperrzone rund um den havarierten Atommeiler. Damals verteilte der Wind radioaktive Teilchen über die Luft hierher. Am Stadtrand kann man die Schneise besichtigen, die die Wasserwand des Tsunami kilometerbreit in die ufernahe Bebauung geschlagen hat.

Das Stadtzentrum wurde von einem Moment auf den anderen aus dem Leben gerissen. Alles ist abgesperrt, bis auf eine einzige Durchgangsstraße mit verlassenen Ladenlokalen. 2017 hob die Regierung die Evakuierungsbefehle für Teile von Namie auf. Die Einwohner durften in ihre Häuser zurückkehren. Andere Teile sind bis heute Sperrzone.

Yoshiko Amano hatte sich auf die erste Heimkehr gefreut. Endlich wollte sie für einen Tag am Wochenende nach ihrem ehemaligen Zuhause sehen. Doch schon auf dem Weg

dorthin musste die Witwe überall ihren Pass vorzeigen, wie eine Fremde. In ihrer Küche liefen Kakerlaken und Mäuse herum; den Garten hatten Wildschweine verwüstet. „Das war nicht wie nach Hause kommen“, erzählt die Rentnerin traurig. Sie entschied, nicht mehr zurückzugehen; zog zu einem ihrer Söhne nach Iwaki, an den Rand der Sperrzone.

170 000 Menschen der Präfektur Fukushima kamen damals in einer der staatlichen Containersiedlungen am Straßenrand unter. Viele isolierten sich und trauerten. Inzwischen haben sich vor allem die Jungen neu arrangiert. Sie sind weggezogen, haben einen neuen Job, ein neues Haus gebaut. Es bleiben vor allem die Alten, die keine Kraft mehr haben, sich ein neues Leben aufzubauen.

Krankheit und Einsamkeit

Lange versuchte die Regierung, die Berichterstattung über die Skandale um die Betreiberfirma, aber auch über die extreme Not zu unterbinden: über die erhöhte Suizidrate und Folgekrankheiten; über Einsamkeit und die hohe Zahl psychischer Leiden unter den Evakuierten.

Gut bezahlte Jobs sind in der strukturschwachen Präfektur Fukushima seit jeher rar. Einige Bauern in und um die 20-Kilometer-Zone haben heute eine neue Einkunftsquelle: Tepco hat von ihnen Agrarflächen gepachtet. Darauf werden zu Hunderttausenden die berüchtigten Plastiksäcke gestapelt. Seit Jahren wird der verseuchte Boden systematisch abgetragen und verpackt. Einen sicheren Ort für das radioaktive Material gibt es nicht. So ist die verbotene Zone zum „Land der schwarzen Säcke“ geworden.

Alexander Brüggemann



▲ Yoshiko Amano hat ihre Heimat in Namie verloren. Rechts: In schwarzen Plastiksäcken wurde der verseuchte, abgetragene Boden deponiert. Fotos: KNA



Fotos: KNA

Kurz und wichtig



Neue Aufgabe

Der langjährige Sekretär der Deutschen Bischofskonferenz, Pater Hans Langendörfer (Foto: KNA), wird Präsident des Katholischen Akademischen Ausländer-Diensts (KAAD). Auf ihrer Vollversammlung haben die deutschen Bischöfe auf Vorschlag der Mitgliederversammlung des KAAD Langendörfer in dieses Amt berufen. Er folgt damit dem im vergangenen Jahr verstorbenen Eberhard Schockenhoff nach. Langendörfer war nach fast 25-jähriger Amtszeit im Januar als Sekretär der Bischofskonferenz verabschiedet worden.

Neuer Leibarzt

Der italienische Mediziner Roberto Bernabei wird neuer Leibarzt von Papst Franziskus. Damit ist die Stelle, die nach dem Corona-Tod des bisherigen Amtsinhabers Fabrizio Soccorsi im Januar vakant war, wieder besetzt. Bernabei, 1952 in Florenz geboren, studierte in Rom und spezialisierte sich auf Innere Medizin und Herz-Kreislauf-Erkrankungen. Er ist Professor der Katholischen Universität vom Heiligen Herzen und Leiter eines Lehrgangs für Altersmedizin in Rom. Zudem ist er für das nördlich vom Vatikan gelegene akademische Lehrkrankenhaus Agostino Gemelli tätig.

Wahlfach Islam

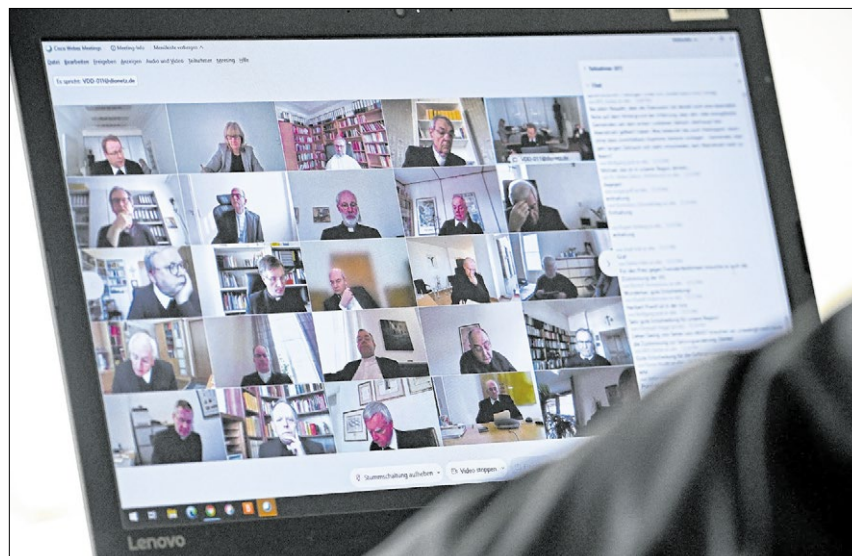
An bayerischen Schulen wird es ab dem nächsten Schuljahr „Islamischen Unterricht“ als Wahlpflichtfach geben. Es soll vorwiegend für Schülerinnen und Schüler muslimischen Glaubens als Alternative zur Religionslehre neben Ethikunterricht wählbar sein, teilte die Bayerische Staatskanzlei mit. Der Islamunterricht biete in deutscher Sprache Wissen über die islamische Religion sowie eine grundlegende Werteorientierung im Geiste des Grundgesetzes und der Bayerischen Verfassung, hieß es. Eingesetzt würden staatliche Lehrkräfte.

Mutanten in Vietnam

Nach einem Anstieg der Infektionen mit Covid-19-Mutanten in Vietnam haben die Gesundheitsbehörden die Religionen aufgerufen, Veranstaltungen möglichst ins Internet zu verlegen. Wenn Onlinestreaming nicht möglich ist, dürfen nur maximal 20 Personen an Gottesdiensten in Kirchen, Tempeln und Moscheen teilnehmen. Die Behörden reagierten damit auf große religiöse Zeremonien mit sehr vielen Teilnehmern, die während der mehrwöchigen Feiern des vietnamesischen Neujahrsfests in buddhistischen Tempeln und Kirchen stattgefunden haben.

Impfung als Privileg?

Die katholische Kirche in Argentinien hat die Regierung in der Debatte um privilegierte Impfungen für Politiker, regierungsnahen Entscheidungsträger und Medienvertreter kritisiert. Das Vorgehen sei ein schlechtes Beispiel für die Ausübung von Macht, sagte Erzbischof Jorge Eduardo Scheinig aus Mercedes-Lujan. Die Regierung des linksgerichteten Präsidenten Alberto Fernández müsse eine größere Verantwortung zeigen und Privilegien vermeiden. Die Impfungen dürften nicht speziellen Gruppen vorbehalten sein.



▲ Die Vollversammlung der Bischöfe fand coronabedingt digital statt. Im Bild ein Laptop-Bildschirm mit zugeschalteten Bischöfen. Foto: KNA

VOLLVERSAMMLUNG DER BISCHÖFE

Im Schatten der Krise

Aufarbeitung von Missbrauch zentrales Thema des Treffens

BONN (KNA) – Im Schatten der Missbrauchskrise im Erzbistum Köln ist am Donnerstag voriger Woche die Frühjahrsvollversammlung der Bischöfe zu Ende gegangen. Der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz, Bischof Georg Bätzing, verteidigte zum Abschluss die Aufarbeitung von Missbrauch in der Kirche gegen Kritik.

In der öffentlichen Wahrnehmung schein es mitunter, „als ob sich die Kirche überhaupt nicht bewege“, sagte der Limburger Bischof. Tatsächlich habe das Thema aber auch auf der dreitägigen Vollversammlung hohe Priorität gehabt. Das Treffen fand erstmals online statt. Dabei wählten die 68 Bischöfe mit Beate Gilles (50) erstmals eine Frau zur Generalsekretärin der Bischofskonferenz (siehe Seite 5).

Bätzing verwies unter anderem auf Überlegungen, die kirchliche Strafprozessordnung zu ändern, eigene Strafgerichte einzurichten und die Verwaltungsgerichtsbarkeit der Kirche zu reformieren. Diese weit gediehenen Überlegungen müssten nun mit Rom abgestimmt werden. Offen zeigte sich der Bischof gegenüber der Einrichtung einer parlamentarischen Wahrheitskommission.

Bätzing warnte davor, die Debatte auf die Aufarbeitung in Köln zu verengen. Mit Blick auf die hohen Kirchnaustrittszahlen im Erzbistum sagte der Limburger Bischof: „Kirchnaustritte nehmen wir wahr als eine Reaktion auf das skandalöse Bild von Kirche, was wir derzeit abgeben.“ Es greife jedoch zu kurz, den Fokus allein auf Kardinal Rainer Maria Woelki zu richten. Er wolle ernsthaft Aufklärung. Gleichwohl bekräftigte Bätzing seine Haltung

gegenüber dessen Kurs. Die Kommunikation in Köln nannte Bätzing desaströs.

Was die Aufarbeitung von „Geistlichem Missbrauch“ anbelangt, wollen die Bischöfe Ansprechpartner in den Bistümern benennen. Unter „Geistlichem Missbrauch“ werden die Leiden von Menschen zusammengefasst, die von Seelsorgern etwa bei der Beichte oder im Rahmen religiöser Lebensbegleitung manipuliert oder unter Druck gesetzt wurden.

Die Bischöfe kündigten an, nach neuen Wegen des Kircheseins zu suchen und dabei die Mitgliederorientierung zu verstärken. Die Kirche müsse den Blick auch auf Menschen richten, die sich in der klassischen Pfarrgemeinde nicht mehr beheimatet fühlen und doch noch etwas von ihrer Kirche erwarteten.

Beim Synodalen Weg sieht der Vorsitzende Fortschritte, warnte aber zugleich vor zu großem öffentlichen Druck. Auf der Vollversammlung diskutierten die Bischöfe laut Bätzing vor allem über die Rolle der Frau und den Umgang mit Homosexualität. Nach seinem Eindruck ist bei dem Reformdialog „auf gute Weise gestritten“ worden.

Erneut bekräftigte die Konferenz ihre ablehnende Haltung gegenüber der Suizidbeihilfe. „Wir können uns nicht damit abfinden, dass dies ein Angebot in unserer Gesellschaft wird“, betonte Bätzing. Von der Politik fordert er, die Palliativarbeit stärker auszubauen. Auch die Kirche wolle die Begleitung von alten und kranken Menschen in der letzten Lebensphase verbessern.

Hinweis

Lesen Sie dazu einen Kommentar auf Seite 8.

Eine Hoffungsbotschaft

Patriarch Sako bewertet Papstbesuch als Stärkung des Irak

BAGDAD (KNA) – Vor der von 5. bis 8. März geplanten Reise von Papst Franziskus in den Irak hat der chaldäische Patriarch Kardinal Louis Raphael I. Sako die Reise als wichtige Botschaft bezeichnet, trotz der Krisen im Land zu bleiben und Fanatismus abzulehnen.

„Dieser Besuch ist eine Botschaft an alle Iraker, Syrer, Libanesen und alle Menschen der Region, deren

Umstände einen solchen Besuch nicht erlauben“, sagte das Oberhaupt der mit Rom unierten Kirche. Ganz Irak war „hungrig nach den Botschaften, die er mitbringt“.

Insbesondere den geplanten Besuch in Mossul nannte Sako eine Botschaft des Papstes, dem Fanatismus ein Ende zu setzen und unabhängig von der Religionszugehörigkeit nach einem Leben in Frieden und Stabilität zu streben.

ERSTE FRAU IN DIESEM AMT

Kein „draußen“ und „drinnen“

Neue Generalsekretärin Gilles über den Umgang mit Bischöfen und Maria 2.0

BONN – Beate Gilles (50) ist neue Generalsekretärin der Deutschen Bischofskonferenz – als erste Frau überhaupt. Warum hat sie das Amt angetreten? Wie will sie die Arbeit mit den 68 Bischöfen gestalten? Und was hält sie von den Reformanliegen anderer Frauen?

Frau Gilles, zunächst einmal herzlichen Glückwunsch zu Ihrer Wahl zur Generalsekretärin der Deutschen Bischofskonferenz. Hat Ihnen auch Ihr Vorgänger, Pater Hans Langendörfer, gratuliert?

Vielen Dank. Ja, das hat er. Er hat mir einen Brief geschrieben. Auch darüber hinaus sind bei mir über das Handy zahlreiche Nachrichten und Glückwünsche eingelaufen.

Bischof Georg Bätzing hat bei seiner Wahl zum Vorsitzenden im vergangenen Jahr gesagt, am liebsten möchte man vor der Aufgabe weglaufen. Geht Ihnen das ähnlich?

Als die Anfrage kam, war es auch mein erster Reflex. Mir sind viele Sachen eingefallen, die dagegen sprechen. Das hat weniger mit der Tätigkeit selbst als mit der Gesamtsituation der Kirche zu tun. Ich habe dann aber gemerkt, dass ich jetzt auch schon in einer Position bin, in der ich für die Kirche und in der Kirche stehe. Darüber hinaus ist es auch nicht nur eine kritische, sondern eine spannende Zeit für die Kirche, in der bereits vieles in Bewegung gekommen ist. Also habe ich mir gesagt: Ich laufe nicht weg, sondern will mitgestalten.

Eine herausragende Rolle kommt Ihnen künftig auch beim Synodalen Weg zu. Wie blicken Sie auf den Prozess?

Ich habe den Synodalen Weg inhaltlich zwar intensiv verfolgt, muss mich jetzt aber erst einmal in die Strukturen einarbeiten. Mein erster Eindruck ist, dass eine sehr sorgfältige Vorbereitung der Gesprächssituationen besonders wichtig ist. Ich hatte zum Beispiel das Gefühl, dass einige Synodale in der digitalen Version weniger Angst hatten, ihre Position vorzutragen. Auch habe ich registriert, dass man in den Synodalforen bereits unterschiedlich weit ist und die Themen auch unterschiedlich intensiv diskutiert werden.

Sie haben im Bistum Limburg auch an Projekten mitgearbeitet,



▲ Beate Gilles bei der Pressekonferenz zum Auftakt der Frühjahrsvollversammlung der Deutschen Bischofskonferenz am 23. Februar in Bonn. Foto: KNA

die sich der Seelsorge für Paare in sogenannten irregulären Situationen widmen – etwa Homosexuellen. Was wollen Sie in diesem Bereich einbringen?

Beim Synodalen Weg liegen die Fragen bereits auf dem Tisch. In Limburg haben wir das Thema unter dem Motto „Bitte um Segen“ behandelt. Mir ist dabei klar geworden, dass die Antwort auf die Frage nach der Segnung nicht einfach „ja“ oder „nein“ lauten kann, sondern die Situation differenzierter ist.

Wir sind den Weg gegangen, dass Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus ihrer jeweiligen Profession heraus Rückmeldungen geben – übrigens vor dem Start des Synodalen Wegs. Damit haben wir ein spannendes kirchliches Zeitzeugnis geschaffen, weil man doch merkt, dass diese Rückmeldungen viel verhaltener ausgefallen sind als nach der ersten Synodalversammlung. Die Themen werden jetzt offen und klar diskutiert.

Ein weiteres Thema beim Synodalen Weg ist die Frage nach der Teilhabe von Frauen in der Kirche. Zur Vollversammlung hat es wieder Protestaktionen gegeben – unter anderem von den offiziellen Frauenverbänden, aber auch von Maria 2.0. Gehen Sie in der ranghöchsten Funktion, die eine Frau in der Kirche in Deutschland aktuell erreichen kann, auf die Gruppen zu?

Natürlich gehe ich auf die offiziellen Verbände wie kfd oder KDFB zu, bei denen ich bereits etliche Verantwortliche kenne. Ich gehe aber auch auf Maria 2.0 zu. Denn ich halte es nicht für zielführend, wenn in der Kirche Positionen wie „draußen“ oder „drinnen“ definiert werden. Auch Maria 2.0 besteht aus Frauen, die sich in unseren Pfarreien engagieren und die ein Herzstück unserer Kirche sind.

Auch hier lohnt sich ein differenzierter Blick. Da gibt es Themen, bei denen eine gute Zusammenarbeit schon jetzt möglich ist, aber auch Punkte, bei denen wir sagen müssen: „Hier kommen wir jetzt noch nicht weiter.“ Das heißt aber nicht, dass man über diese Forderungen nicht diskutieren sollte.

Nun müssen Sie als einzige Frau das Zusammenspiel von 68 geweihten Männern – den Bischöfen – koordinieren und moderieren. Wie wollen Sie das anstellen?

Wenn ich hier auf das Sekretariat der Bischofskonferenz gucke, aber auch in die einzelnen Ordinariate, dann ist das Verhältnis dort schon ein anderes. Es gibt eine gute Durchmischung von Männern und Frauen, Geweihten und Nicht-Geweihten. Es ist also für die Bischöfe keine vollkommen neue Situation. In den Versammlungen bin ich darüber hinaus kein wahlberechtigtes Mitglied, sodass die Frage „Wie

stimmt denn die eine Frau dort ab?“ nicht aufkommt. Dennoch ist es ein starkes Signal, eine Frau jetzt in diese Führungsposition zu setzen.

Unter den Bischöfen hat man zuletzt einige Spannungen wahrgenommen. Wie wollen Sie damit umgehen?

Ich glaube, dass es wichtig ist, mit den Bischöfen nicht nur über die sprichwörtlichen „heißen Eisen“ zu sprechen, die gerade beim Synodalen Weg behandelt werden. Dann ergibt sich wahrscheinlich auch ein differenzierteres Bild. Allein unsere Debatten um finanzielle Mittel und die Frage, wie wir künftig gemeinsam Impulse setzen wollen, wird uns zusammenführen. Zuerst muss man sich aber besser kennenlernen. Denn es braucht gemeinsame Erfahrungen.

Bischof Georg Bätzing kennen Sie aus Limburg ganz gut. Was tun Sie, um auch seine Amtsbrüder besser kennenzulernen?

Ich werde sicher mit den einzelnen Bischöfen das Gespräch suchen. Ich werde die Bischöfe aber auch bitten, mir jeweils ein paar zusätzliche Ansprechpartner in ihrer Diözese zu nennen. Zwar habe ich aus meiner bisherigen Arbeit einige Kontakte. Ich möchte die einzelnen Bistümer aber noch viel besser kennenlernen.

Vorher saßen auf Ihrem Posten geweihte Männer, jetzt eine nicht-geweihte Frau. Fürchten Sie, unter besonderer Beobachtung und besonderem Leistungsdruck zu stehen?

Die Situation ist mir aus meiner Zeit in Limburg nicht ganz neu. Es betrifft jedoch nicht nur mich, sondern viele Frauen in Leitungspositionen – ob innerhalb oder außerhalb der Kirche. Mit mir als Frau wird sich das Amt der Generalsekretärin aber definitiv auch verändern, etwa mit Blick auf die Rolle, die ich zum Beispiel im geistlichen Leben des Hauses einnehmen kann. Hier gilt es, neue Formen zu finden. Es war aber eine bewusste Entscheidung, das Amt zu öffnen. Daher kann ich mir gewiss sein, dass die, die mich gewählt haben, das jetzt auch so wollen und ich mir des guten Miteinanders gewiss sein kann.

Interview: Ludwig Ring-Eifel und Björn Odendahl



Die Gebetsmeinung

... des Papstes im Monat März

... um gute Erfahrung mit dem Bußsakrament. Beten wir darum, das Bußsakrament in neuer Tiefe erfahren zu dürfen, um so die grenzenlose Barmherzigkeit Gottes besser zu verkosten.



BENEDIKTS RÜCKTRITT

Gänswein: „Nichts Außergewöhnliches“

ROM (KNA) – Der frühere Papst Benedikt XVI. sieht nach Aussage seines Privatsekretärs, Erzbischof Georg Gänswein, seinen Rücktritt vor acht Jahren nach wie vor als richtig an. „Er ist überzeugt, dass es eine richtige Entscheidung war und ist“, sagte Gänswein am Sonntagabend in einer Sendung des italienischen Senders Tgcom24. Dabei erinnerte er daran, dass vor acht Jahren das Pontifikat des Papstes aus Deutschland endete.

Zu der Möglichkeit, dass es künftig weitere emeritierte Päpste geben könnte, sagte der Präfekt des Päpstlichen Hauses: „Ich bin kein Prophet, aber die Möglichkeit des Verzichts gibt es schon so lange, wie es das Papsttum gibt.“ Es sei für ihn sinnlos, „Prophezeiungen über Papst Franziskus oder die kommenden Päpste zu machen“, erklärte Gänswein.

Wenn man wie bei Benedikt XVI. „die Entscheidung zum Amtsverzicht auf realistische Art und Weise und aus wichtigen Gründen trifft, wird dies eine sozusagen natürliche Sache und völlig berechtigt“. Der Rücktritt eines Papstes werde dann „eine Situation, der nichts Außergewöhnliches mehr anhaftet“.

Die Minderheit schrumpft

Papst entbindet Kardinal Sarah von seinem Amt – Noch kein Nachfolger

ROM – Papst Franziskus hat die Rücktritte zweier prominenter Kurienmitarbeiter angenommen: Die Kardinäle Robert Sarah und Angelo Comastri galten beide als Vertreter der „konservativen Minderheit“ im Vatikan. Die Personalentscheidungen könnten auch mit der Kurienreform zusammenhängen.

Die Liturgien der Fastenzeit und an Ostern sollen in diesem Jahr ähnlich schlicht wie bereits im vergangenen Jahr gefeiert werden. Diesen Hinweis gab die Kongregation für den Gottesdienst: „Wir sind immer noch mit dem Drama der Covid-19-Pandemie beschäftigt, die viele Veränderungen auch in der gewohnten Art und Weise, die Liturgie zu feiern, mit sich gebracht hat“, erklärte deren Leiter, Kardinal Robert Sarah.

Kurz darauf, am 20. Februar, gab der Vatikan bekannt, dass der Papst den Rücktritt des Afrikaners angenommen hat. Der aus Guinea stammende Sarah wird im Juni 76 Jahre alt. 2014 hatte Franziskus ihn an die Spitze der Kongregation für den Gottesdienst und die Sakramentenordnung berufen. Bekannt wurde er auch im deutschsprachigen Raum als Buchautor, etwa mit dem Titel „Kraft der Stille“.

Die im Vatikan so bezeichnete „konservative Minderheit“ verliert damit eine ihrer prominenten Stimmen. Dass der afrikanische Kardinal seinen Posten in der Kirchenleitung räumen muss, gilt als Zeichen für eine zunehmend „gleichförmigere“ Kurie, die den Kurs des Papstes mehr und mehr mitträgt.

Übrigens ein legitimer Vorgang: Inzwischen ist kein Kurienkardinal mehr im Amt, der sich durch betont „andere Visionen und Ideen“ als jene des Pontifex hervortut. Schon bei der Ernennung neuer Kardinäle verfolgt Franziskus diese Linie: Im Kollegium der Papstberater, das von Jahr zu Jahr erneuert wird, nimmt ebenfalls die Zahl der Vertreter ab, die nicht der Agenda des Papstes folgen.

Für Fusion gehandelt

Dass Franziskus mit der Annahme des Rücktritts nicht auch schon einen Nachfolger als Leiter der Vatikanbehörde ernannt hat, könnte ein Zeichen dafür sein, dass die Gottesdienstkongregation für eine Fusion mit einer anderen Institution gehandelt wird. Als der Kirchenmann aus Westafrika im vergangenen Jahr 75 wurde, bestätigte ihn der Papst „donec aliter provideatur“ im Amt, also bis zu anderweitigen Bestim-

mungen. Zeit, einen Nachfolger zu finden, hätte es also gegeben.

Aufgewachsen ist Sarah in einem abgelegenen Dorf Guineas in einer ursprünglich nicht-christlichen Familie. Er studierte in Rom und Jerusalem und war Erzbischof in der Hauptstadt Conakry, als ihn Johannes Paul II. 2001 an die Kurie nach Rom holte. Dessen Nachfolger Benedikt XVI. ernannte ihn 2010 zum Präsidenten des Päpstlichen Rates „Cor Unum“.

Schließlich machte ihn Franziskus zum Präfekten der Kongregation, die für den Gottesdienst zuständig ist. Nach seinem Rücktritt von diesem Amt verbleibt noch ein Afrikaner in einer herausragenden Position im Vatikan: Kardinal Peter Turkson aus Ghana, der Leiter des Dikasteriums für die ganzheitliche Entwicklung des Menschen.

Auch Kardinal Angelo Comastri (Foto) nimmt als Erzpriester des Petersdoms und Präsident der Dom- und Bauhütte von Sankt Peter seinen Hut. Der Italiener ist 77 Jahre alt.

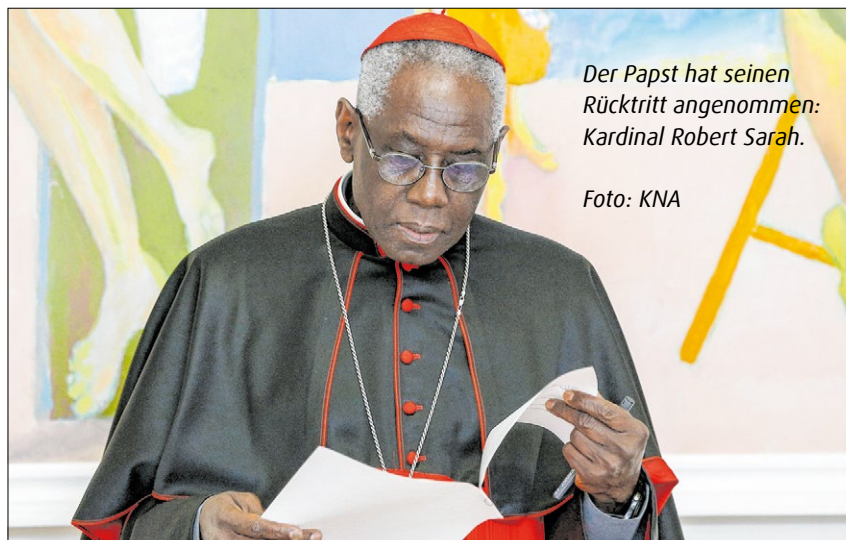


Während des Corona-Lockdowns in Italien im Frühjahr letzten Jahres betete er jeden Tag im Petersdom – im Livestream übertragen – den Rosenkranz. Der scheidende Generalvikar für die Vatikanstadt ist für seine Marienverehrung bekannt. „Selbst den schwierigsten Prüfungen begegnete er immer mit einem Lächeln im Gesicht“, sagt ein Vatikan-Kenner über ihn.

Überraschkandidat

In seinem Fall steht auch ein Nachfolger fest: Franziskaner-Kardinal Mauro Gambetti. Der Ordensmann gehörte zu den Überraschkandidaten unter den zuletzt vom Papst ernannten Kardinälen. Er leitete vorher den Franziskaner-Konvent in Assisi.

Mario Galgano



Der Papst hat seinen Rücktritt angenommen: Kardinal Robert Sarah.

Foto: KNA

DIE WELT



NEUER WELTTAG

„Sie sollen die Eltern ehren“

Erzbischof Paglia über das „vierte Alter“ und das Zusammenleben der Generationen

ROM – Der Papst hat einen neuen katholischen „Welttag“ eingeführt, der Großeltern und älteren Menschen gewidmet ist. Jedes Jahr am vierten Sonntag im Juli soll er begangen werden. Unsere Zeitung hat mit Erzbischof Vincenzo Paglia gesprochen, dem Präsidenten der Päpstlichen Akademie für das Leben. Diese war an der Einrichtung des Welttags beteiligt.

Herr Erzbischof Paglia, weshalb wollte der Heilige Vater einen Welttag der Senioren?

Ich würde sagen, es ist ein schönes Geschenk. Papst Franziskus hat jahrelang an dem Thema gearbeitet. Es geht ihm darum, der Kirche und auch der Gesellschaft einen außergewöhnlichen Tag zu schenken, um vor allem auf die tiefe Bedeutung des Vierten Gebotes „Ehre deinen Vater und deine Mutter“ hinzuweisen. Dieses Gebot wird normalerweise nur für kleine Kinder interpretiert, aber in Wirklichkeit ist es in der Bibel an ältere „Kinder“ gerichtet, die ihre Eltern ehren sollen, wenn diese älter sind.

Wenn wir dies verstehen, dann hilft uns das, ein Gewissen wachsen zu lassen, das meiner Meinung nach bisher sehr schwach ausgeprägt war. Zweitens ist es ein Geschenk an die Gesellschaft, weil es zeigt, wie wertvoll die ältere Generation für das Gefüge der gesamten



▲ Eine Generation, „wertvoll für das Gefüge der gesamten Gesellschaft“: Papst Franziskus schätzt die Senioren – wie diese Besucherin einer Generalaudienz. Fotos: KNA

Gesellschaft ist. Denn heute leben zum ersten Mal in der Geschichte vier Generationen zusammen.

Warum wurde der Welttag der Senioren jetzt eingeführt? Hat das mit der Situation der Senioren während der Pandemie zu tun?

Es ist ja nicht so, dass es in der Vergangenheit keine älteren Menschen gegeben hätte. Aber sie waren zahlenmäßig keine große Generation. Im Italienischen sprechen wir vom „Dritten Alter“ für die älteren Menschen. Heute sollten wir eher von einem „Vierten Alter“ sprechen. Das ist das Ergebnis der Entwicklung der Wissenschaft und einer breiteren Gesundheitsversorgung.

Das Problem ist hierbei, dass wir nicht wissen, wie man heute im hohen Alter lebt oder wofür die Senioren da sind. Das ist wie ein riesiges vierstöckiges Gebäude ohne Treppen oder Aufzüge. Der Über- und Zugang zu den einzelnen Stockwerken ist schwierig. Das

ist das altbekannte Problem der sogenannten Intergenerationalität, die leider eines der großen Defizite der heutigen Gesellschaft ist. Und die Pandemie hat uns gerade die Zerbrechlichkeit der Existenz der Menschen im dritten und vierten Lebensalter gezeigt.

Italien hat bisher besonders unter den Folgen der Pandemie gelitten. Viele ältere Menschen sind daran gestorben...

Bis heute sind weltweit über zwei Millionen Menschen, die älter als 75 Jahre alt waren, an den Folgen der Pandemie gestorben. Dies zeigt uns den tiefen Widerspruch einer Gesellschaft, die nicht in der Lage ist, eine der wichtigsten Generationen, nämlich die älteren Menschen, zu pflegen, zu schützen und zu retten.

Das liegt daran, dass viele dieser Älteren in Einrichtungen leben, die nicht für sie geeignet sind. Viele leben in Bedingungen der Einsamkeit oder sogar der Verlassenheit. Und das gilt nicht nur in Italien.

Welche Forderungen an die Politik ergeben sich daraus?

In Italien leben mehr als 600 000 ältere Menschen, die sich nicht selbst versorgen, in Gebäuden ab dem dritten Stockwerk ohne Aufzug. Sie sind wie zum einsamen und isolierten Leben verurteilt. Deshalb brauchen wir dringend einen Paradigmenwechsel in der Altenpflege.

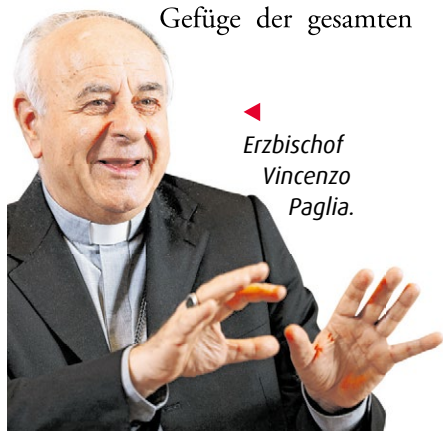
Wir müssen die Altenhilfe neu denken und sie in den Mittelpunkt stellen, wie es zum Beispiel der neue italienische Ministerpräsident Mario Draghi in seiner Antrittsrede vor dem Senat gefordert hat, indem er die häusliche Pflege zum Schwerpunkt dieser neuen italienischen Regierung machte.

Ein Paradigma, das meiner Meinung nach der ganzen Welt vermittelt werden muss. Selbst dort, wo die alten Menschen noch zu Hause sind, besteht die Gefahr, dass das westliche Beispiel in Richtung einer Ausgrenzung drängt. Das müssen wir verhindern.

Wie kann die Kirche ältere Menschen unterstützen?

Ich denke zum Beispiel an eine außergewöhnliche Erfahrung in der Sowjetunion. In diesem enormen Land waren es die älteren Menschen, vor allem die Großmütter, die zu den Göttlichen Liturgien gingen und beteten. Sie waren es, die mit ihrer Beharrlichkeit den Glauben „gerettet“ haben.

Außerdem wäre es wichtiger denn je, in der Spiritualität der älteren Menschen die Dimension des Gebets zu suchen. Ich erinnere mich an eine Großmutter aus der Gemeinschaft Sant'Egidio, die mir einmal sagte, sie habe verstanden, warum sie länger leben muss als andere: weil der Herr durch sie den Dienst des Gebets leben will. Sie hat nicht mehr viel zu tun, aber sie hat viel zu beten. *Interview: Mario Galgano*



◀ Erzbischof Vincenzo Paglia.

Aus meiner Sicht ...



Veit Neumann, früherer Nachrichtenredakteur unserer Zeitung, wirkt heute als Professor für Pastoraltheologie in St. Pölten.

Veit Neumann

Helfen, zu Gott zu finden

Es ist eine wertvolle Tradition der Kirche: Wer sich auf die Suche nach Gott begibt, bietet eine Person des Vertrauens um Begleitung. Das ist ein sensibler Vorgang, geht es doch um ein Leben in seiner Verletzlichkeit, um Hoffnungen, um Gott und dessen Pläne, die wir versuchen, für unsere Existenz zu erkunden.

Ein geistlicher Begleiter muss selbstlos sein. Er oder sie muss viel Zeit investieren – in Gespräche und uneigennütziges Helfen, um Hilfesuchende auf ihren teils schweren Wegen zu begleiten. Gefragt sind Einfühlbarkeit, Menschenkenntnis und Selbstzurücknahme.

Umso schlimmer, wenn Geistliche solche Positionen missbrauchen. Wie es aussieht, ist Autorität in geistlichen Dingen wiederholt

nicht zum Schutz vor krassem Fehlverhalten eingesetzt worden, sondern im Gegenteil zu Eigeninteressen der Seelsorger. Der Schaden ist immens – vor allem für die Opfer.

Bei ihrer jüngsten Konferenz haben sich die Bischöfe dazu Gedanken gemacht. Was kann man dagegen tun? Jedes Individuum steht zunächst für sich. Gefahren und Versuchbarkeit sind unterschiedlich vorhanden. Aber Faktoren, die früh in eine problematische Richtung weisen, können auch erkannt werden, wenn sie in Gemeinschaften auftreten. Und da gibt es innerhalb der Gemeinschaft der Kirche leider einiges zu bemerken.

Seien wir ehrlich: Oft behandeln wir uns nicht gut. Entgegen den Forderungen Jesu ist

der Hang zur Selbstzurücknahme im besten Sinne des Dienens oft nur schwach ausgeprägt. Es ist wiederholt zu erleben, dass kirchliche Mitarbeiter auf verschiedenen Ebenen Angst haben, zu kurz zu kommen. Daraus resultieren nicht selten Streit und ein wortreiches Getöse, das mit dem Reich Gottes in Verbindung zu bringen schwer fällt.

Wir müssen in der Kirche lernen, besser miteinander umzugehen. Das liegt jenseits individueller problematischer Veranlagungen. Aber damit könnte ein Klima gestärkt werden, das Überschreitungen vielerlei Art nicht befördert, sondern für die wertvollen Traditionen der Kirche günstig ist, die helfen, zu Gott zu finden.



Victoria Fels ist Nachrichtenredakteurin unserer Zeitung und Mutter von zwei Kindern.

Victoria Fels

Was das Leben verkürzt

Seit der letzten Februarwoche haben Schulen und Kitas in Deutschland wieder geöffnet – weitgehend, muss man hinzufügen. In den Kitas herrscht fast überall der sogenannte eingeschränkte Regelbetrieb mit streng getrennten Gruppen, kürzeren Betreuungszeiten und natürlich einer Reihe von Hygieneauflagen. Bei den Schulen ist die Lage je nach Bundesland verschieden. Präsenzunterricht im Wechsel mit Distanzunterricht bekommen aber fast überall nur die Grundschul- und Abschlussklassen. Den Jahrgängen dazwischen bleibt weiter nur das Lernen daheim.

Kritikern ist dies immer noch zu gefährlich. Natürlich bergen die sich derzeit auch in Deutschland ausbreitenden Mutationen

des Coronavirus ein bislang schwer kalkulierbares Risiko. Eines, das man allerdings sehr wohl kalkulieren kann, ist das Risiko der psychischen Langzeitfolgen der Corona-Maßnahmen für Kinder und Jugendliche.

Vor denen hat jetzt der Leiter der Wiener Universitätsklinik für Kinder- und Jugendpsychiatrie, Paul Plener, ausdrücklich gewarnt. Er hält Schulöffnungen unter Hygienemaßnahmen für dringend geboten. Plener beobachtet eine Zunahme von Fällen von Jugendlichen und jungen Erwachsenen mit Essstörungen und schweren Depressionen mit Suizidversuchen. Besonders betroffen seien die Altersgruppen der 15- bis 25-Jährigen, „weil soziale Kontakte mit Gleichaltrigen in

dieser Phase entwicklungspsychologisch besonders wichtig sind“, sagt der Klinikleiter.

Der Vorsitzende der Stiftung Deutsche Depressionshilfe, Ulrich Hegerl, fordert eine systematische Erfassung der psychischen Auswirkungen der Corona-Maßnahmen: „Nur dann können wir das an Leid und Tod, was wir verhindern, mit dem ins Verhältnis setzen, was wir verursachen.“ Bei aller gebotenen Vorsicht im Umgang mit Corona steht für Paul Plener fest: „Auch psychische Erkrankungen und durch die Pandemie verursachte geringere Bildungschancen sind lebensverkürzend.“ Dies sollten Bund und Länder nicht außer Acht lassen. Sonst haben sie bald eine verlorene Generation zu verantworten.



Bernd Posselt ist seit Jahrzehnten in der Europapolitik tätig und Sprecher der Sudetendeutschen Volksgruppe.

Bernd Posselt

Europäisch und katholisch

Kürzlich wurde der 30. Jahrestag des Visegrád-Abkommens begangen, das der polnische Präsident Lech Wałęsa, sein tschechoslowakischer Kollege Václav Havel und der ungarische Premierminister József Antall 1991 schlossen. Sie alle waren verdiente Freiheitskämpfer gegen den Kommunismus und wollten durch Gründung dieser Dreiergruppe, die nach der Trennung zwischen Tschechen und Slowaken zu einer Vierergruppe wurde, sowohl ihren EU-Beitritt als auch die europäische Integration insgesamt vorantreiben.

Zur Erinnerung daran veröffentlichten jetzt vier pro-europäische und katholische Europa-Abgeordnete ein Manifest: die Tschechin Michaela Šojdrová aus dem mährischen Wall-

fahrtort Velehrad, der Pole Jan Olbrycht aus dem ehemals österreichischen Teschener Schlesiens, der Slowake Ivan Štefanec, ein früherer Coca-Cola-Manager, der in seinem Land erfolgreich den Euro einfuhrte, sowie der Ungar György Hólvényi, der im EU-Parlament die Arbeitsgruppe Interkultureller und Interreligiöser Dialog leitet.

Sie bekennen sich unter Verweis auf die Erfahrungen ihrer Länder mit den totalitären Regimen des 20. Jahrhunderts sowohl zur Fortsetzung des europäischen Einigungsprozesses als auch zu dessen christlichen Wurzeln, „in deren Erhaltung und Stärkung die Zukunft der mitteleuropäischen Region liegt“. Damit wenden sie sich zum einen gegen die Anti-

Europäer und Europaskeptiker nationalistischer Prägung, die versuchen, die Visegrád-Idee in ihr Gegenteil zu verkehren und für eine Blockade innerhalb der EU zu missbrauchen. Zum anderen widersprechen sie jenen Kräften, die die christlichen Fundamente Europas leugnen und dieses auf einem radikal-laizistischen Relativismus aufbauen wollen.

Als sich 1335 der ungarische König aus dem französisch-italienischen Haus Anjou, der böhmische aus dem Haus Luxemburg und der mit ganz Mitteleuropa verwandte polnische König zu Friedensverhandlungen auf Burg Visegrád trafen, war die Verbindung zwischen Glauben und Europa selbstverständlich. Daran anzuknüpfen lohnt sich auch heute.

Leserbriefe

Herzerfrischend

Zum Bildwitz auf der Seite „Gute Unterhaltung“:

Ich finde, es ist an der Zeit, dem Illustrator Jakoby einmal ein dickes Dankeschön und Lob zu sagen. Woche für Woche erfreut er uns mit seinem herzerfrischenden Humor, und sein bis ins kleinste Detail sorgfältig gestalteter Bildwitz regt zum Schmunzeln an. Gerade in einer Zeit, in der oft Geschmackloses unter dem Deckmäntelchen von Humor und Satire „verkauft“ wird, sind diese Illustrationen besonders wohltuend. Hoffentlich erscheinen noch viele davon.

Hermann Wächter, 86152 Augsburg

Ergonomisch

Zu „In Anerkennung eigener Grenzen“ in Nr. 4:

Sie berichten, dass Papst Franziskus als Ursache seiner Schmerzen einen für ihn ungeeigneten Sessel ausgemacht habe. Wenn ich auf dem Bild auf Seite 6 die Rückenlehne betrachte, hat Papst Franziskus noch immer keinen geeigneten Sessel. Vielleicht können Sie der Vatikan-Verwaltung nahelegen, für den Papst einen ordentlichen modernen, ergonomisch geformten Bürosessel anzuschaffen, wie ihn heute jede vernünftige Firma ihren Angestellten zu Verfügung stellt.

Helmut Plichta, 73760 Ostfildern



▲ Kein geeigneter Sessel? Papst Franziskus führt sein Ischias-Leiden auf unbequeme Sitze zurück. Foto: KNA

So erreichen Sie uns:

Katholische Sonntagszeitung
bzw. Neue Bildpost
Postfach 11 19 20, 86044 Augsburg
Telefax: 08 21 / 50 242 81
E-Mail: redaktion@suv.de oder
leser@bildpost.de



▲ Gläubige mit Corona-Maske. Die Kirche soll dazu aufrufen, gemeinsam für ein Ende der Pandemie zu beten, fordern die Leserbrief-Autoren. Foto: KNA

Gemeinsam gegen das Virus

Zu „Corona wegbeten“ (Leserbriefe) in Nr. 5:

Der Leserbriefschreiber hat mir aus der Seele gesprochen. Wie wichtig wäre es gerade in der derzeitigen Krise, wenn sich der Mensch wieder daran erinnert, dass er ein Geschöpf Gottes ist und sich in dieser Not, mit innigem Gebet, an den Schöpfer wenden kann. Ich glaube, dass die Menschen derzeit sehr aufgeschlossen wären, wenn der Priester nach jeder Heiligen Messe die Gläubigen zu einem besonderen Gebet um ein Ende der Pandemie einladen würde. Die vertrauensvolle Hinwendung zu Gott würde nicht ohne Früchte bleiben.

Anna Freidl,
93128 Steinsberg-Regenstauf

Tagtäglich erleben wir die schlimme Realität der schrecklichen Corona-Pandemie. Viele Menschen quält die Angst und Hilflosigkeit. Ärzte und Pflegepersonal sind vielfach am Limit angelangt. Die Existenznot ist bedrohlich, und viele wissen nicht mehr weiter! Ja, der Mensch stößt an seine Grenzen und muss einsehen, dass man eben nicht alles in der Hand hat!

„Nur noch das Gebet kann helfen“, hört man oft in aussichtslosen Situationen – und ein Sprichwort sagt: „Not lehrt beten!“ Ja, das könnte und sollte der Schlüssel sein! Das Virus der Gleichgültigkeit im Glauben könnte damit besiegt werden und Gott unser

Vater wieder in den Mittelpunkt rücken!

Legen wir diese schwere Prüfung in seine Hände und vertrauen wir auf seine Hilfe. Es wäre wohl sehr hilfreich, wenn zum Beispiel die Priester in ihren Pfarrgemeinden mit dem täglichen Läuten der Glocken die Menschen zu einer festen Gebetszeit aufrufen – bestimmt würden viele von zu Hause diverse Bittgebete nach oben richten – bei Gott ist kein Gebet umsonst!

Emmi und Bernhard Fischer,
80935 München

Wo bleibt eine klare Stellungnahme der Kirche? Ich vermisste die allgemeine Aufforderung zum gemeinsamen, innigen Gebet gegen die Pandemie. Früher, zu Zeiten von Pest, Typhus und sonstigen Pandemien, waren die Gotteshäuser voll betender Gläubiger. Viele Wallfahrten haben in Pestgebüden ihren Ursprung. Die Berliner Mauer fiel friedlich ein durch inständiges gemeinsames Beten.

Viele fleißige und treue Beter werden heute aus der Kirche „gesperrt“, weil sie durch die Maske nicht genug Luft bekommen. Das Weihwasser wurde aus vielen Kirchen entfernt, wo doch jeder Christ um die hohe Wirkung von Weihwasser weiß. Man muss die nicht nachvollziehbaren Vorgaben nicht verstehen!

Cäcilia Dotzler, 92249 Vilseck

Trumps Verdienst

Zu „Fast sprachlos“ (Leserbriefe) in Nr. 5:

Donald Trump zu verteufeln, verträgt sich nicht mit seinen Erfolgen. Die diplomatische Anerkennung Israels durch arabische Staaten etwa ist ein nicht zu unterschätzender diplomatischer Erfolg. Auch der Versuch, mit Nordkorea ins Gespräch zu kommen, bleibt Trumps Verdienst – um nur zwei zu nennen.

Trump hat in seiner Amtszeit als erstes die Sechs-Milliarden-Dollar-Unterstützung für die Abtreibungsgesellschaft „Planned Parenthood“ gestrichen. Er hat weiter das Gesetz geändert, wonach auch katholische Institutionen zur kostenlosen Abgabe der Abtreibungspille verpflichtet waren. Joe Biden hat dagegen gefordert, Lesben-Paaren Kinder zur Adoption zu vermitteln. Ihn als Katholiken zu charakterisieren, entpuppt sich dadurch als leere Worthülse.

Stefan Stricker, 56410 Montabaur

Oberflächlich

Zu „Katholische Lebensfreude“ in Nr. 5:

Mit Befremden stelle ich fest, dass Sie Gloria von Thurn und Taxis immer wieder eine Plattform bieten, um ihre oberflächlichen und plakativen Aussagen zu veröffentlichen. Sie sind inhaltlich nicht sehr tiefgehend, sodass wohl die Boulevardpresse das geeignetere Medium dafür wäre.

Die bisherigen Beiträge waren schon schwer erträglich, der letzte („Katholische Lebensfreude“) ist schlichtweg eine Unverschämtheit. Wenn das Wesen des Katholizismus darin besteht, eine „fröhliche Angelegenheit“ zu sein, und die offene Diffamierung unserer evangelischen Mitchristen in einer katholischen Zeitung geduldet wird, dann bin ich wohl nicht katholisch.

Alfons Menth, 89250 Senden

Leserbriefe sind keine Meinungsäußerungen der Redaktion. Die Redaktion behält sich das Recht auf Kürzungen vor. Leserbriefe müssen mit dem vollen Namen und der Adresse des Verfassers gekennzeichnet sein. Wir bitten um Verständnis, dass Leserbriefe unabhängig von ihrer Veröffentlichung nicht zurückgeschickt werden.

Frohe Botschaft

Dritter Fastensonntag

Lesejahr B

Erste Lesung

Ex 20,1–17

In jenen Tagen sprach Gott auf dem Berg Sínai alle diese Worte: Ich bin der HERR, dein Gott, der dich aus dem Land Ägypten geführt hat, aus dem Sklavenhaus.

Du sollst neben mir keine anderen Götter haben. Du sollst dir kein Kultbild machen und keine Gestalt von irgendetwas am Himmel droben, auf der Erde unten oder im Wasser unter der Erde. Du sollst dich nicht vor ihnen niederwerfen und ihnen nicht dienen.

Denn ich bin der HERR, dein Gott, ein eifersüchtiger Gott: Ich suche die Schuld der Väter an den Kindern heim, an der dritten und vierten Generation, bei denen, die mich hassen; doch ich erweise Tausenden meine Huld bei denen, die mich lieben und meine Gebote bewahren.

Du sollst den Namen des HERRN, deines Gottes, nicht missbrauchen; denn der HERR lässt den nicht ungestraft, der seinen Namen missbraucht.

Gedenke des Sabbats: Halte ihn heilig! Sechs Tage darfst du schaffen und all deine Arbeit tun. Der siebte Tag ist ein Ruhetag, dem HERRN,

deinem Gott, geweiht. An ihm darfst du keine Arbeit tun: du und dein Sohn und deine Tochter, dein Sklave und deine Sklavin und dein Vieh und dein Fremder in deinen Toren.

Denn in sechs Tagen hat der HERR Himmel, Erde und Meer gemacht und alles, was dazugehört; am siebten Tag ruhte er. Darum hat der HERR den Sabbat gesegnet und ihn geheiligt.

Ehre deinen Vater und deine Mutter, damit du lange lebst in dem Land, das der HERR, dein Gott, dir gibt! Du sollst nicht töten. Du sollst nicht die Ehe brechen. Du sollst nicht stehlen. Du sollst nicht falsch gegen deinen Nächsten aussagen. Du sollst nicht das Haus deines Nächsten begehren. Du sollst nicht die Frau deines Nächsten begehren, nicht seinen Sklaven oder seine Sklavin, sein Rind oder seinen Esel oder irgendetwas, das deinem Nächsten gehört.

Zweite Lesung

1 Kor 1,22–25

Schwestern und Brüder! Die Juden fordern Zeichen, die Griechen suchen Weisheit. Wir dagegen verkünden Christus als den Gekreuzigten: für Juden ein Ärgernis, für Heiden eine Torheit, für die Berufenen aber, Juden wie Griechen, Christus, Gottes Kraft und Gottes Weisheit.

Denn das Törichte an Gott ist weiser als die Menschen und das Schwache an Gott ist stärker als die Menschen.

Evangelium

Joh 2,13–25

Das Paschafest der Juden war nahe und Jesus zog nach Jerusalem hinauf. Im Tempel fand er die Verkäufer von Rindern, Schafen und Tauben und die Geldwechsler, die dort saßen. Er machte eine Geißel aus Stricken und trieb sie alle aus dem Tempel hinaus samt den Schafen und Rindern; das Geld der Wechsler schüttete er aus, ihre Tische stieß er um und zu den Taubenhändlern sagte er: Schafft das hier weg, macht das Haus meines Vaters nicht zu einer Markthalle!

Seine Jünger erinnerten sich, dass geschrieben steht: Der Eifer für dein Haus wird mich verzehren.

Da ergriffen die Juden das Wort und sagten zu ihm: Welches Zeichen lässt du uns sehen, dass du dies tun darfst?

Jesus antwortete ihnen: Reißt diesen Tempel nieder und in drei Tagen werde ich ihn wieder aufrichten.

Da sagten die Juden: Sechsendvierzig Jahre wurde an diesem Tempel gebaut und du willst ihn in drei Tagen wieder aufrichten? Er aber meinte den Tempel seines Leibes.

Als er von den Toten auferweckt war, erinnerten sich seine Jünger, dass er dies gesagt hatte, und sie glaubten der Schrift und dem Wort, das Jesus gesprochen hatte.

Während er zum Paschafest in Jerusalem war, kamen viele zum Glauben an seinen Namen, da sie die Zeichen sahen, die er tat. Jesus selbst aber vertraute sich ihnen nicht an, denn er kannte sie alle und brauchte von keinem ein Zeugnis über den Menschen; denn er wusste, was im Menschen war.

„... am siebten Tag ruhte er.“ Byzantinisches Mosaik des Schöpfers im Dom von Monreale auf Sizilien. Foto: gem

Gedanken zum Sonntag

Gott – unvermittelt da!

Zum Evangelium – von Pastoralreferent Werner Kleine



Es wird einer der entscheidenden Tage im Leben Jesu sein. Hat er die Aktion im Tempel geplant? Oder war es eine Handlung im

Affekt angesichts des Handels, der da im Tempel getrieben wurde?

In der Überlieferung des Johannes tritt Jesus immer wieder als Souverän auf. Selbst bei seiner Hinrichtung wird er nicht einfach gekreuzigt, sondern am Kreuz erhöht werden – fast, als besteige er einen Thron. Johannes hat seine ganz eigene Sicht auf die Ereignisse, bei denen die berühmte Tempelszene eine wichtige Rolle spielt. Bei Matthäus,

Markus und Lukas wird dieses Ereignis einen Tag nach dem Einzug in Jerusalem berichtet; bei Johannes steht es am Anfang des Evangeliums, direkt nach der Hochzeit zu Kana. Es ist vielleicht die zentrale Handlung Jesu, der Kipppunkt, der sein Schicksal besiegelt.

Jesus greift hier nicht einfach nur Händler und Geldwechsler an. Sein Handeln erweist sich bei näherem Hinsehen geradezu als prophetische Tat, denn die Händler handeln mit Schafen, Rindern und Tauben – Tieren, die für den Opferkult im Tempel benötigt wurden. Die konnte man, auch um sicher zu sein, dass es sich um koschere Tiere handelt, anlässlich der Wallfahrtsfeste vor dem Jerusalemer Tempel kaufen und dabei auch die ausländischen Währungen bei den Geldwechslern

in die koschere Tempelwährung umtauschen, wobei gleichzeitig die Tempelsteuer einbehalten wurde, mit der der Kultbetrieb finanziert wurde.

Jesus greift also mit seinem Handeln sichtbar eben jenen Kultbetrieb an sich an: Gott will keine Brandopfer, an Schlachtopfern hat er kein Gefallen (vgl. Ps 51,18); er will im Menschen einwohnen, in den zerrissenen Herzen der Menschen (vgl. Joël 2,13), nicht in Häusern aus Stein. Genau darauf spielt Jesus auch im Evangelium dieses Fastensonntags an: „Reißt diesen Tempel nieder und in drei Tagen werde ich ihn wieder aufrichten“ (Joh 2,19) – und der Evangelist betont, dass er damit den Tempel seines Leibes meinte.

Das ist das, was Jesus lehrt: Gott ist schon bei euch. Er wohnt

in euch. Ihr braucht ihn nicht mit Opfern herbeibeten. Er ist immer schon der „Ich bin da“. Paulus wird im ersten Korintherbrief deshalb die einzelnen Christinnen und Christen, aber auch die gesamte Gemeinde als „Tempel des Geistes Gottes“ (vgl. 1 Kor 3,16) bezeichnen.

Es kann nicht verwundern, dass die, die vom Tempel lebten, der Hohepriester und die anderen Bediensteten, das Handeln Jesu als Provokation empfinden mussten. Wenn so etwas Schule macht, dann lernen die Menschen hinterher noch, dass Gott ihnen ganz unvermittelt nahe ist.

Das aber ist genau die Botschaft Jesu. Mehr noch: Gott handelt in und durch die, die seinem Wort folgen. Hört also und handelt, ihr Tempel des Geistes Gottes!



Gebet der Woche

Die Weisung des HERRN ist vollkommen,
sie erquickt den Menschen.
Das Zeugnis des HERRN ist verlässlich,
den Unwissenden macht es weise.
Die Befehle des HERRN sind gerade,
sie erfüllen das Herz mit Freude.
Das Gebot des HERRN ist rein,
es erleuchtet die Augen.
Die Furcht des HERRN ist lauter,
sie besteht für immer.
Die Urteile des HERRN sind wahrhaftig,
gerecht sind sie alle.
Sie sind kostbarer als Gold, als Feingold in Menge.
Sie sind süßer als Honig, als Honig aus Waben.
Auch dein Knecht lässt sich von ihnen warnen;
reichen Lohn hat, wer sie beachtet.

Antwortpsalm 19 zum dritten Fastensonntag

Glaube im Alltag

von Pater Karl Kern SJ



Die Pandemie hält die Welt in Atem. Menschen stoßen an psychische Grenzen. Nerven liegen blank. Existenzängste grassieren. Kinder, Jugendliche und Alte leiden am meisten. Kultur und Begegnungsmöglichkeiten sind abgeschnitten. Eltern sind überlastet, das medizinische Personal und die sozialen Dienste ohnehin. Die Politiker bitten oft um Geduld. Es geht alles nicht so schnell, wie man sich das wünscht oder vorgestellt hat. Geduld ist eine Alltagstugend.

Auch die Schriften des Neuen Testaments, besonders die Briefe an die ersten Gemeinden, mahnen zur Geduld. Sie war für die ersten Christen nötig: Man hatte die Taufe als beglückende Lebenswende erlebt. Man fühlte sich unerhört frei, wie neugeboren und aufgehoben in einer Gemeinschaft von Brüdern und Schwestern. Man feierte miteinander von gleich zu gleich ein Stück neue Welt. Dieser Anfangs-enthusiasmus hielt nur eine Zeitlang, ähnlich wie beim stürmischen Verliebtsein. Alte Mechanismen von Rivalität und Gruppeninteressen tauchten wieder auf. Die Wiederkunft Christi ließ auf sich warten. Ernüchterung und Enttäuschung machten sich breit. Manche Gemeinden brachen auseinander.

Da war Geduld gefragt. Das griechische Wort für „Geduld“ (hypomoné) bedeutet wörtlich „darunterbleiben“. Darin liegt ein wichtiger Hinweis. Wer sich nur auf den Wogen der Stimmungen bewegt, wird hin und her, auf und nieder geworfen. Der verkriecht sich in Angst,

Beklemmung und Trübsinn oder erregt sich in Wut, Protest und Besserwisseri. Wenn starke Gefühlswellen anbränden, sollte man es machen, wie ich es als Kind am Meer gelernt habe: die Welle heranbrausen sehen und unter dem Wellenkamm durchtauchen. Da wird man nicht umgeworfen, sondern ist durch das entschlossene „Darunterbleiben“ stärker als die Wellengewalt.

Wir müssen in der sich hinziehenden Pandemie neu lernen, mit unseren Stimmungen umzugehen. Dazu ist als erstes nötig, sie ruhig in den Blick zu nehmen. Schon die Wahrnehmung, die „darunterbleibt“, kann helfen, nicht von Gefühlswallungen überschwemmt zu werden. Wir dürfen kein willenloser Spielball von Ungeduld und Ärger sein! Die Wellen der Emotion sollten uns weder niederdrücken noch mitreißen. Aus innerem Abstand damit umgehen heißt „darunterbleiben“.

Wie lernen wir diese Art von Geduld? Meine Antwort: durch Gebet. Im Beten lasse ich meine aufgewühlten Gefühle hochsteigen und halte mich aus, in Geduld mit mir selbst. Ich biete mich in der Stille Gott dar. Dieses „geistige Opfer“ reinigt und beruhigt die Seele. Eins sollten wir immer wissen: Jeder Tag hat genug eigene Plage. Die Gnade der Herzensruhe mitten im Sturm müssen wir uns jeden Tag neu schenken lassen.

Woche der Kirche

Schriftlesungen und liturgische Hinweise für die kommende Woche
Psalterium: 3. Woche, dritte Fastenwoche

Sonntag – 7. März Dritter Fastensonntag

M. v. 3. Fastensonntag, Cr, eig. Prf, feierl. Schlussegen (violett); 1. Les: Ex 20,1-17 (o. 20,1-3.7-8.12-17), APs: Ps 19,8.9.10.11-12, 2. Les: 1 Kor 1,22-25, Ev: Joh 2,13-25; o. (mit eig. Prf); 1. Les: Ex 17,3-7, APs: Ps 95,1-2.6-7c.7d-9, 2. Les: Röm 5,1-2.5-8, Ev: Joh 4,5-42 (o. 4,5-15.19b-26.39a.40-42)

Montag – 8. März Hl. Johannes von Gott, Ordensgründer

Messe vom Tag, Tagesgebet vom Tag oder vom hl. Johannes (violett); Les: 2 Kön 5,1-15a, Ev: Lk 4,24-30

Dienstag – 9. März Hl. Bruno von Querfurt, Bischof von Magdeburg, Glaubensbote bei den Preußen, Märtyrer

Hl. Franziska von Rom, Witwe, Ordensgründerin

Messe vom Tag, Tagesgebet vom Tag, vom hl. Bruno oder von der hl. Franziska (violett); Les: Dan 3,25.34-43, Ev: Mt 18,21-35

Mittwoch – 10. März

Messe vom Tag (violett); Les: Dtn 4,1.5-9, Ev: Mt 5,17-19

Donnerstag – 11. März

Messe vom Tag (violett); Les: Jer 7,23-28, Ev: Lk 11,14-23

Freitag – 12. März

Messe vom Tag (violett); Les: Hos 14,2-10, Ev: Mk 12,28b-34

Samstag – 13. März

Messe vom Tag (violett); Les: Hos 6,1-6, Ev: Lk 18,9-14

WORTE DER HEILIGEN:
TERESA MARGARETA REDI

Gott: Mitte der Seele



Heilige der Woche

Teresa Margareta Redi

geboren: 15. Juli 1747 in Arezzo
gestorben: 7. März 1770 in Florenz
seliggesprochen: 1929; heiliggesprochen: 1934
Gedenktag: 7. März

Anna Maria Redi stammte aus einer adeligen Familie und wurde von Benediktinerinnen erzogen. Sie war so außergewöhnlich fromm, dass sie bereits im Alter von zehn Jahren die erste heilige Kommunion empfangen durfte – vier Jahre vor dem damaligen üblichen Termin. Mit 16 trat sie in den Karmel von Florenz ein und erhielt den Ordensnamen Teresa Margareta vom Heiligsten Herzen Jesu. Bis zu ihrem Tod mit nur 22 Jahren wirkte sie zuerst als Sakristanin und dann vor allem als Krankenpflegerin. Ihr inneres Leben war von der Herz-Jesu-Verehrung geprägt. Ihre Niederschriften zeugen von spiritueller Tiefe.

red

Schwester Teresa Margareta hat Gedanken zu Glaubensdingen und zum Klosterleben hinterlassen.

In ihren Niederschriften heißt es: „Setzen wir unser ganzes Vertrauen auf Gott. Lasst uns daran denken, dass es Sache des Glaubens ist, dass Gott uns stärkt im Verhältnis zu dem uns aufgetragenen Werk.“

„Je ärmer und elender ich bin, umso reicher und stärker bin ich in Gott.“

„Da die Liebe die Liebenden gleichförmig macht, daher sollten wir demütig werden wie Jesus, sanftmütig wie Jesus, und Seine Demut wird uns lehren, uns zu freuen, wenn wir verachtet werden, und stumm zu bleiben, wenn die Natur uns dazu führen möchte, uns zu entschuldigen.“

„Wenn wir heilig werden wollen, dann lasst uns in Schweigen arbeiten und ausdauern; so werden wir unsere Seele in Frieden halten!“

„Wenn man sich nicht durch Sprechen rechtfertigen kann, ist es besser, zu Gebet und Schweigen Zuflucht zu nehmen, und so seinen Frieden nur mit Gott zu halten.“

„Ich will keine Handlung in hastiger Eile oder innerer Verwirrung durchführen. Ich will meine Augen auf mein Herz richten und mein Herz zu Gott erheben. Ich will sanftmütig sprechen und nur von notwendigen Dingen.“

„Wenn wir in Gott leben und uns in Ihm bewegen, dann kann – so scheint mir – uns Seine Begleitung und Seine Liebe nicht hindern, uns in der Außenwelt zu bewegen und zu arbeiten.“

„Es ist genug, die äußeren Türen geschlossen zu halten: Das sind die Sinne, dann – so scheint es mir – kann die Seele nirgendwo anders hingehen als in ihre Mitte, die Gott ist.“

„Wir sollten uns nicht beunruhigen lassen, in welche Umstände uns Gott auch immer versetzen mag, sondern lasst uns Ihm erlauben zu handeln, indem wir uns mit Seinen Absichten

vereinen; auf diese Weise werden wir mit reiner Liebe lieben.“

„Lasst uns alles aus Liebe tun und nichts wird uns schwierig erscheinen, wenn wir bedenken, dass Liebe nach nichts anderem als nach Liebe verlangt.“

„Unser guter Gott hat den brennenden Wunsch, uns den großen Schatz Seiner Liebe zu geben; aber er will, dass wir Ihn inständig darum bitten und dass wir so handeln, dass jedes Werk, das wir verrichten, eine Bitte um diese Liebe ist.“

„Wenn die Tätigkeiten unserer Nachbarn hunderte Aspekte haben, sollten wir sie immer vom besten Gesichtspunkt aus betrachten.“

„Beklage dich nicht über irgend jemanden, sondern richte die Klage gegen dich selbst. Denn wenn du selbst keinen Erfolg hast bei dem, was du zu tun ersehnt, wie kannst du dich dann beklagen, wenn andere einen Fehler begehen.“

Abt em. Emmeram Kränkl; Fotos: gem

Teresa Margareta Redi finde ich gut ...



„Sie hat keine glänzenden, aufsehenerregenden Taten verrichtet, und ihr Ruf ist nicht in die weite Welt hinausgedrungen. Sie gleicht einer Lilie, die in einem stillen Tal, vor allen Stürmen geschützt, schlank und gerade emporsteigt und sich im warmen Licht der Sonne zu wunderbarer Blüte entfaltet. Ihr starker und süßer Duft entzückte alle, die in ihrer Umgebung lebten; doch er ist nach ihrem Tode nicht vergangen, sondern hat sich weiter und weiter verbreitet, und nun soll er die ganze Kirche Gottes erfüllen.“

**Edith Stein zur Heiligsprechung
1934**

Zitat

von Teresa Margareta Redi

Teresa Margaretas Wunsch ist es, Opfergabe Christi zu werden:

„Mein Gott, nichts anderes will ich suchen,
als dein vollkommenes Abbild zu werden.“

Dein Leben war ein verborgenes Leben der Erniedrigung,
der Liebe und des Opfers, das meine soll von nun an ebenso sein.

Ich verlange danach, für immer geborgen zu sein in deinem liebevollen
Herzen, wie in einer einsamen Wüste, um hier in dir, mit dir und für dich
jenes verborgene Leben der Liebe und des Opfers zu leben.

Das weißt du doch, dass ich nichts anderes wünsche,
als ein Ganzopfer deines heiligen Herzens zu sein, ein Opfer,
das verzehrt wird vom Feuer deiner heiligen Liebe.

Dein Herz sei der Altar, Du mögest der Priester sein,
der das Opfer durch den Glutenbrand seines Herzens verzehrt.“

WELTTAG DER GESCHLECHTER-GERECHTIGKEIT

Gleichheit nur auf dem Papier

Frauen in Indien: Ein Leben lang benachteiligt und unterdrückt – Hilfe für Witwen

NEU-DELHI (red) – Sie sind Opfer politischer oder gesellschaftlicher Entrechtung, von Zwangsehen und Ehrenmorden: In vielen Ländern und Kulturen gelten Frauen nach wie vor als Menschen zweiter Klasse. Auf diese anhaltende Benachteiligung weist der Weltfrauentag hin. Seit 100 Jahren wird er am 8. März begangen.

Seit 1975 ist der Weltfrauentag ein Gedenktag der Vereinten Nationen. Er soll dafür sensibilisieren, dass Frauen auch im 21. Jahrhundert benachteiligt werden. Von den 193 Mitgliedern der Staatengemeinschaft hatten Anfang 2018 nur 143 die Gleichstellung von Mann und Frau in ihre Verfassung aufgenommen.

Frauen und Mädchen sind meist weit stärker von Armut, Hunger und unzureichender Gesundheitsversorgung betroffen als Männer und Jungen. Dass auch in Staaten mit rechtlicher Gleichstellung eine teils massive Geschlechterungleichheit herrschen kann, zeigt das Beispiel Indien.

Patriarchalisch geprägt

Das asiatische Land ist zutiefst patriarchalisch geprägt. Frauen werden in der indischen Gesellschaft diskriminiert und belästigt. Obwohl sie nach dem Gesetz in allen gesellschaftlichen Bereichen gleichberechtigt und Männern gegenüber gleichgestellt sind, werden die meisten Frauen stark benachteiligt. Die Geschlechtergleichstellung findet nahezu ausschließlich auf dem Papier statt.

Die Geringschätzung und Unterdrückung von Frauen und Mädchen ist in Indien ein Massenphänomen. Sexuelle Übergriffe sind an der Tagesordnung, arrangierte Ehen mit minderjährigen Mädchen vielerorts normal – obwohl Kinderehen verboten sind und das Mindestalter für die Verheiratung von Mädchen offiziell bei 18 Jahren liegt.

Ein Mädchen zu gebären, gilt in Indien weithin als Unglücksfall und wird der Mutter als „Fehler“ angerechnet. Entsprechend häufig sind Abtreibungen ungeborener Mädchen. Die Folge: Auf 1000 Männer kommen in Indien gemäß den Zahlen des Zensus von 2011 nur 943 Frauen – deutlich weniger, als statistisch zu erwarten wäre.



▲ Selbsthilfegruppen („Sanghams“) sollen benachteiligten indischen Frauen ein höheres Selbstwertgefühl vermitteln. Foto: VFS

Obwohl Frauen harte Arbeit im Haus, auf den Feldern und außerhalb verrichten, haben sie keine Entscheidungs- und Kaufkraft. Besonders drastisch ist in Indien die Situation von Witwen. Den Ehemann zu verlieren, ist ohnehin schon einschneidend. Dazu kommt, dass in dem hinduistischen Land eine Frau ohne Mann kaum etwas gilt.

Nach dem Aberglauben der Landbevölkerung gelten Witwen als Unglücksbringer. „Du kannst die Früchte meiner Bäume nicht anfassen, denn sie würden nie wieder nachwachsen“, bekam die dreifache Mutter Saraswathi von ihrem Arbeitgeber zu hören, als ihr Mann gestorben war. Aus Angst vor Missernten verbot der Bauer ihr, sein Feld zu betreten.

Verlieren indische Frauen ihren Ehemann, verlieren sie damit meist auch ihre Arbeit. Auf sich allein gestellt ist es für Witwen schwierig, die Familie zu ernähren und die Ausbildung ihrer Kinder fortzusetzen. Indiens 46 Millionen Witwen stehen damit buchstäblich vor dem Nichts. Hier setzen internationale Hilfsorganisationen an.

Mit ihrem Witwen-Programm will etwa die Vicente-Ferrer-Stiftung Witwen, aber auch Frauen, die von ihrem Ehemann verlassen wurden, ihre Würde wiedergeben. „Sie erhalten die Möglichkeit, wieder ein integraler Bestandteil der Gesellschaft zu werden, das Leben ihrer Kinder zu verbessern sowie Anerkennung und Respekt von Familie und Gesellschaft zu erfahren.“

Die Unterstützung besteht aus Nahrungsmitteln für die Frauen

und ihre Kinder, medizinischer Versorgung und Medikamenten gegen die Folgen der weitverbreiteten Mangelernährung. Seminare und Selbsthilfegruppe sollen das Selbst-

wertgefühl der Frauen steigern, Mikrokredite ihnen beim Aufbau eines eigenen kleinen Unternehmens und damit beim Schritt in die finanzielle Eigenständigkeit helfen.

Eine der Frauen, die davon profitierte, ist Parvathi. „Heute arbeite ich in meinem Dorf und kann meine Kinder bei ihrer Ausbildung unterstützen“, erzählt die dreifache Mutter. Als Witwe wurde Parvathi beschuldigt, den Selbstmord ihres Mannes nicht verhindert zu haben. Der Kleinbauer war hoch verschuldet.

Bereits im Alter von zwölf Jahren wurde Parvathi verheiratet. Ihre Kinder sind heute 17, 13 und acht Jahre alt. „Als ich von der Vicente-Ferrer-Stiftung einen Kredit erhielt, habe ich in meinem Dorf einen kleinen Laden eröffnet und musste nicht mehr als Straßenhändlerin arbeiten.“ In der Dorfgemeinschaft wird sie seitdem nicht mehr als gescheiterte Frau gesehen.



**Schenken Sie Hoffnung zum Weltfrauentag!
Unterstützen Sie Witwen in Indien.**

Verlieren indische Frauen ihren Ehemann, stehen sie oft vor dem Nichts. Ausgegrenzt, verachtet und gemieden leben sie am Rande der Gesellschaft. Bitte helfen Sie uns dabei, indischen Witwen eine neue Perspektive zu geben.

Stichwort: Weltfrauentag

Spendenkonto:
DE61 3605 0105 0008 1039 21
www.vfstiftung.de



Vicente Ferrer

Stiftung für sozialen Wandel in Indien

SCHRIFTSTELLER STEFAN HEYM

Von der Diktatur nie distanziert?

Chemnitz arbeitet Werk des umstrittenen DDR-Autors auf – Vor 20 Jahren gestorben



▲ Stefan Heym am Rande der Demonstration auf dem Berliner Alexanderplatz am 4. November 1989. Zu dieser Zeit stand er für Protest gegen die DDR-Führung. Fünf Jahre später kandidierte Heym für die SED-Nachfolgepartei PDS – im Bild unten neben Parteichef Lothar Bisky (Mitte) und Gregor Gysi. Parteimitglied war er nie. Fotos: Imago/Gueffroy, Imago/Rolf Zöllner

CHEMNITZ – War er Opfer, Nutznießer oder Mitläufer? Stefan Heym zählt zu den bedeutendsten deutschen Autoren des 20. Jahrhunderts. Seine Rolle in der DDR ist bis heute umstritten, von der roten Diktatur hat er sich nach Ansicht von Kritikern nie eindeutig genug distanziert. In Chemnitz soll jetzt sein Werk aufgearbeitet werden.

Richtig bekannt wurde er im November 1989. Da hatte Stefan Heym auf dem Berliner Alexanderplatz seinen wohl wichtigsten Auftritt. Vor Hunderttausenden und mit poetischer Rhetorik sprach er der Friedlichen Revolution aus der Seele. Von „Mief“ und „Stagnation“ war da die Rede, und dass nach 40 Jahren Unterdrückung durch die SED endlich „Fenster aufgestoßen“ seien, um frische Luft zu atmen.

Viele Beobachter, auch im Westen, sahen in Heym damals den kommenden Mann der DDR, einen ostdeutschen Vaclav Havel mit Hornbrille und schütterem Haar, eine moralische Instanz wider die Diktatur. Einst hatte Heym für die US-Armee psychologische Kriegsführung betrieben, Flugblätter ver-

fasst, und Wehrmachtssoldaten zum Überlaufen animiert. Aus seiner linken Gesinnung hatte der Sachse schon damals keinen Hehl gemacht.

Nun soll das Werk Stefan Heyms, unter anderem durch ein Digitalisierungsprojekt an der Technischen Universität Chemnitz, revitalisiert werden. In Heyms Geburtsort, der zu Zeiten der roten Diktatur Karl-Marx-Stadt hieß, kann man sich sogar für einen „Internationalen Stefan-Heym-Preis“ empfehlen lassen. Seine Bücher müssten „zurück in die Klassenzimmer“, heißt es in Chemnitz.

Keine Schullektüre mehr

Dass sie heute in keinem Bundesland mehr zur Pflichtlektüre an weiterführenden Schulen zählen, hat einen Grund: Fünf Jahre nach seinem Auftritt auf dem Alexanderplatz, den auch das westdeutsche Fernsehen gezeigt hatte, saß der parteilose Autor von Romanen wie „Collin“ und „Schwarzenberg“ (siehe Kasten) unverhofft im Deutschen Bundestag – ausgerechnet als Abgeordneter der einstigen DDR-Staatspartei SED, die sich nun PDS nannte. Heute firmiert sie als „Die Linke“.

„Wer Heym reanimiert, postlegitimiert die DDR und lässt ihre Verbrechen hinter einem Schleier des Nebulösen verschwinden“, kritisiert die Berliner Autorin und Filmemacherin Freya Klier, die zu den bekannteren Vertretern der früheren DDR-Opposition gehört. Nach Kliers Angaben stand Heym in Diensten des sowjetischen Geheimdienstes KGB. In der deutschen Öffentlichkeit sei das kaum bekannt, bedauert sie.

Lange hatten selbst Wegbegleiter und Sympathisanten mit sich und Heym gehadert. Doch als der Schriftsteller am 10. November 1994 im Namen seiner Fraktion als Alterspräsident die Eröffnungsrede zur ersten Bundestagsitzung hielt, war das Maß voll. Die Unionsfraktion verweigerte den Schlussapplaus, derweil es in Reihen von FDP und SPD deutlich rumorte, schließlich hatten gerade die Sozialdemokraten besonders arg unter der Unterdrückungsmaschinerie gelitten.

Die Union protestierte dagegen, dass ausgerechnet ein Vertreter der SED-Nachfolger am Rednerpult des ersten gesamtdeutschen Parlaments stand. Der damalige Bundeskanzler Helmut Kohl (CDU) warf Heym vor, mit „gespaltener Zunge“ zu sprechen, womit er seine Rolle als vermeintliches Opfer der SED-Diktatur in Abrede stellte. Auch jenseits der Parteipolitik hat seine Tätigkeit für die PDS Heyms Ansehen nachhaltig geschadet.

Demokratische Gesinnung

In den Chefetagen namhafter Medien war Stefan Heym damals nur noch peinlich: ein schreibendes Fossil, das der Vergessenheit anheimfiel – „wie alles, was die kommunistische Diktatur hinterlassen hatte“, erinnert sich der langjährige „Spiegel“-Redakteur Matthias Matussek. Und auch, dass Heyms demokratische Gesinnung, gemessen an seinem Engagement für den Sozialismus, vielen Redaktionsleitern fragwürdig erschienen sei.

Dabei hatte Heym, dessen schriftstellerische Leistungen in der



Fachwelt anerkannt sind, auch in der DDR keinen leichten Stand – trotz mancher Privilegien, mit denen ihn die Partei zu ködern wusste. In den 1960er Jahren hatte der 1913 in Chemnitz als Sohn eines wohlhabenden Kaufmanns geborene Heym gar Schreibverbot. Später bearbeitete ihn das Ministerium für Staatssicherheit (MfS), auch weil der Schriftsteller zunehmend im Westen publizierte, reisen durfte und 1976 per Unterschrift gegen die Ausbürgerung Wolf Biermanns aus der DDR protestiert hatte.

Es war ein ständiges Vabanquespiel, bei dem Heym sich mal als Opfer und mal als Gralshüter der marxistischen Lehre produzierte. Erich Honecker, nur ein Jahr älter als Heym, hatte sich den streitbaren Schriftsteller zeitweilig zum Privatfeind erkoren, auch weil der den Sozialismus etwas anders dachte als der dogmatisch veranlagte Apparatschik aus dem Saarland.

Nur ein Schriftsteller?

An der TU Chemnitz, einem Zentrum der Stefan-Heym-Forschung, können die Projektverantwortlichen die Aufregung um den 2001 gestorbenen Autor nicht verstehen.



▲ Die Stadt Schwarzenberg im Erzgebirge, Schauplatz seines vielleicht bekanntesten Romans, hat Stefan Heym ein Denkmal gesetzt. „Freiheit war ein Wagnis“ zitiert die Stele aus dem 1984 erschienenen Buch.

Foto: Vallendar

„Stefan Heym war vor allem ein begabter Schriftsteller“, heißt es vom dortigen Instituts für Germanistik. Die politische Problematik sei bei Heym „weniger gegeben“, aber es sei „verständlich“, wenn Menschen das so empfänden, meint eine Instituts-

mitarbeiterin, die namentlich nicht genannt werden möchte.

Ablehnend bis empört reagierten hingegen DDR-Dissidenten und Verfolgte des SED-Regimes, als sie von dem akademischen Ansinnen hörten, Stefan Heym „wiederzuent-

decken“. „Das ist das Schwierige an ihm. Dass er nach der Revolution 1989 klar Politik für die Linken und damit für die Banalisierung der DDR-Diktatur gemacht hat“, kommentiert Ines Geipel, Buchautorin, Germanistik-Professorin und Regimeverfolgte das Projekt.

Insbesondere die Tatsache, dass Heym 1994 – seine Prominenz nutzend – ausgerechnet in der früheren Künstlerkolonie Prenzlauer Berg kandidierte und prompt für die ehemalige DDR-Partei ein Mandat erringen konnte, erzeugt unter Literaten, Künstlern und Bürgerrechtlern Kopfschütteln. „Das war geschmacklos“, empört sich Bürgerrechtlerin Klier noch heute. Fast zwei Jahre saß sie wegen politischer Vergehen in der DDR in Haft.

Mit ihrer Auffassung spricht die gebürtige Dresdnerin vielen Opfern der SED-Diktatur aus der Seele – ein Umstand, der auch Heym gedämmert haben dürfte. Nach nur einem Jahr legte er sein Bundestagsmandat nieder, vordergründig wegen einer von ihm abgelehnten Diätenerhöhung. Wahrscheinlicher ist für Beobachter, dass Heym die Flucht nach vorne antrat, um seinen bis heute ramponierten Ruf zu retten. *Benedikt Vallendar*

Hintergrund

Stefan Heyms „Schwarzenberg“ – Dichtung und Wahrheit

Ohne Stefan Heyms Roman wäre die „Republik Schwarzenberg“ vielleicht nur eine Anekdote geblieben. In der DDR war das Buch verboten. Es konnte nur im Westen erscheinen und wurde 1988 für das ZDF verfilmt. 1990 kam die fiktive Handlung über die kleine, kurzzeitige Enklave zwischen amerikanischen und sowjetischen Besatzungstruppen auch im Osten Deutschlands auf den Markt. In „Schwarzenberg“ sah Heym seinen Traum vom „humanen Sozialismus“ verwirklicht.

Zwar weicht die belletristische Verarbeitung in vielen Punkten von den historischen Fakten ab. Gleichwohl scheint sich daran niemand zu stören. Schließlich beschert der Roman des 2001 in Israel gestorbenen Heym dem Städtchen im Erzgebirge satte Einnahmen aus dem Tourismus. Rund ein Drittel aller Übernachtungsgäste, belegen Umfragen aus Vor-Corona-Zeiten, kommen nur seinetwegen nach Schwarzenberg. Vor dem Rathaus in der „Straße der Einheit“ hat man Heym deshalb ein übermanns großes Denkmal gesetzt.

Das rund 2000 Quadratkilometer große Gebiet rund um Schwarzenberg blieb nach Ende des Zweiten Weltkriegs vom 11. Mai bis 25. Juni 1945 „Niemands-

land“. Während sowjetische Truppen ihre Kommandantur in Annaberg – rund 15 Kilometer nordöstlich von Schwarzenberg – einrichteten, rückten US-amerikanische Einheiten bis an die westliche Grenze des damaligen Landkreises Schwarzenberg vor.

Sie blieben an einer Linie zwischen den Orten Harstenstein, Auerbach und Zwickau stehen – wohl weil sie wussten, dass das Gebiet nach Absprachen mit Sowjetführer Josef Stalin kurz darauf unter sowjetische Verwaltung fallen würde. Das hatte zur Folge, dass das Gebiet um Schwarzenberg für sechs Wochen militärisch unbesetzt blieb.

Staatsähnliche Enklave

„In dieser Zeit nahm ein Aktionsausschuss die Verwaltungsgeschäfte in die Hand und organisierte das öffentliche Leben“, sagt Historiker Uwe Puschner von der FU Berlin. Dieser Ausschuss verlieh der Enklave einen staatsähnlichen Charakter: den einer „Republik“, die um die Grundversorgung ihrer Bürger bemüht war. Es gab eine Art Notgeld und sogar Briefmarken, die zwar noch das Konterfei Adolf Hitlers trugen, aber mit „Schwarzenberg“ überdruckt waren.



▲ Der Bergfried von Schloss Schwarzenberg. Foto: Vallendar

Heute kümmert sich in der Stadt ein Kunstverein um das Gedenken an dieses ungewöhnliche Intermezzo deutscher Nachkriegsgeschichte. Im Gegensatz zu anderen Städten war Schwarzenberg während des Weltkriegs kaum von Kampfhandlungen betroffen gewesen, sodass die mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Gebäude das Stadtbild noch immer prägen.

„Die Stadt war in erster Linie Zufluchtsort für Flüchtlinge und Evakuierte“, sagt Historiker Puschner. In den ortsansässigen Betrieben schufteten zu NS-Zeiten fast 3000 Zwangsarbeiter und Kriegsgefangene. „Sie hausten unter teils menschenunwürdigen Bedingungen in Turnhallen, Gaststätten und Tanzsälen“, sagt Puschner.

Zwischen Mai und Juni 1945 patrouillierten Russen und Amerikaner regelmäßig durch die „Republik Schwarzenberg“, ohne sich in deren innere Angelegenheiten einzumischen. Doch so demokratisch gesinnt, wie später gerne behauptet, waren die Mitglieder des Aktionsausschusses keineswegs. Schon eher trifft es „antifaschistisch“ – ganz im Sinne der DDR-Ideologie.

Der 2002 verstorbene Paul Willi Korb etwa arbeitete ab 1956 für die Stasi. Andere wie Willy Curt Irmisch, im Mai 1945 erster kommissarischer Nachkriegsbürgermeister von Schwarzenberg, machten später Karriere in der SED. Als linientreue Kommunisten, in deren Weltbild Andersdenkende keinen Platz haben, bereiteten sie den Boden für eine rote Diktatur, die Ende Juni 1945 auch in Schwarzenberg ihren Anfang nahm. *Benedikt Vallendar*

400 KILOMETER MIT DEM ELEKTROAUTO

Der schnellste Weg zur Ladesäule

Heimfahrt mit Hindernissen: Unsere Autorin holt in Dresden ihren Neuwagen ab

Bezieht man den Herstellungsprozess der teuren Batterien ein, ist ein Elektroauto gar nicht mehr so umweltfreundlich, wie es im ersten Moment scheint. Auch können trotz der gesteigerten Akkulaufzeit größere Fahrtstrecken zu einer Herausforderung werden. Das hat unsere Autorin Andrea Hammerl zu spüren bekommen. Was sie mit ihrem neuen E-Wagen auf der Premierentour erlebt hat, schildert ihr Selbsterfahrungsbericht.

„E-Autofahren ist etwas für Asketen“, sagt mein Mann und schaltet die Heizung aus, so dass die Reichweitenanzeige wieder 190 statt 150 Kilometer vorhersagt. Ich habe schon damit gerechnet und sitze in meiner Winterjacke mit griffbereiter Mütze und Handschuhen auf dem Beifahrersitz. Am Vortag haben wir unseren nagelneuen E-Golf in der Gläsernen Manufaktur in Dresden abgeholt – mit abgespecktem Corona-Programm.

Unsere Entscheidung für einen Stromer war keine ideologische: Wird die Herstellung eingerechnet, fährt das E-Auto wahrscheinlich erst nach fünf bis acht Jahren klimafreundlicher als der Verbrenner. Nein, wir haben uns ganz pragmatisch für den dank Auslaufmodell, Umweltbonus und niedriger Mehrwertsteuer um etwa 50 Prozent vergünstigten VW entschieden. Zehn Jahre steuerfrei, danach 62 Euro pro Jahr, wenig Wartungskosten und kostenloses Laden beim Arbeitgeber meines Mannes.

Der Fahrer muss planen

Die Heimfahrt haben wir uns für den nächsten Tag aufgespart, denn wer will schon die allererste E-Auto-fahrt in die Nacht hinein angehen? Wir starten am Morgen kurz vor 10 Uhr gut gelaunt in unser Abenteuer. Für den Tag ist weiter nichts geplant: 402 Kilometer liegen vor uns. Mit einem Benziner oder Diesel wäre die Strecke in knapp vier Stunden zu schaffen. Wer E-Auto fährt, muss allerdings planen.

Wir haben auf dem Smartphone fünf verschiedene Apps, mit denen sich Ladesäulen finden und bezahlen lassen, dazu zwei eigene und drei geliehene Ladekarten. Plauen im Vogtland peilen wir als erstes an, bis dorthin sind es 150 Kilometer. Ohne Heizung ist das locker zu



◀ Im Parkhaus beim Einkaufszentrum in Plauen kann man kostenlos laden. Allerdings geht alles recht langsam.

Fotos: Hammerl

schaffen, nur die Füße werden trotz warmer Winterstiefel etwas kalt.

Die Apps hatten behauptet, die Ladestationen in der Tiefgarage im Landratsamt wären frei – sind sie aber nicht. Wir zahlen 50 Cent Parkgebühr und kreiseln noch einmal durchs Einbahnstraßennetz. Erleichtert verbinden wir das Auto mit der Ladesäule am Einkaufszentrum und bummeln knapp zwei Stunden durch Plauen, das wir ohne E-Auto nie aus der Nähe gesehen hätten. Altstadt und Thüringer Rostbratwürste sind es wert.

Der Strom ist zwar kostenlos, beschert uns aber nur 60 Kilometer. Es ist 15 Uhr, wir sind fünf Stunden unterwegs und haben 150 von 400 Kilometern geschafft. Jetzt muss eine Schnellladesäule her. Die einzig erreichbare steht 50 Kilometer entfernt auf dem Autohof Münchberg. Der ist leicht zu finden – doch alle Ladesäulen sind defekt. Das Problem sei bekannt, verrät die Hotline. Wir

fahren zweimal quer durch Münchberg. Langsam wird uns heiß, denn wir haben nur noch 20 Kilometer.

An der nächsten öffentlichen Säule treffen wir einen Leidensgenossen vom Autohof wieder. Auch er ist mit seinem neuen E-Auto auf dem Heimweg – offenbar der einzige Grund, mit einem Stromer auf die Autobahn zu fahren. Im BMW-Autohaus bekommen wir den Tipp, am Kaufland stehe eine kostenlose Schnellladesäule. Der Akku meines Smartphones geht langsam in die Knie, doch es führt uns zuverlässig.

Das Handy am Ladekabel

Auf dem Parkplatz ist die Säule frei und versorgt uns innerhalb von 50 Minuten mit 100 Prozent Akkuleistung für 200 Kilometer. 214 haben wir noch vor uns. Die Wartezeit verbringe ich im Supermarkt. Ich stehe zwischen Putzeimer und Gemüsewaage, mit dem Smartpho-

ne in der Handtasche, aus der das Ladekabel in die Steckdose führt. Mein Mann kauft derweil Proviant.

Anschließend fährt er nur noch 90 Stundenkilometer – in der Hoffnung, dass wir es ohne Heizung bis nach Hause schaffen. Die Idee geben wir bald auf und steuern den Autohof bei Hilpoltstein an. Dort ist es stockfinster. Wie in München-berg stehen die Ladesäulen in der hintersten Ecke. Immerhin lässt sich die nächstbeste problemlos mit einer unserer Ladekarten starten. Nach 24 Minuten haben wir zusätzliche 16,5 Kilowattstunden für 8,19 Euro im Akku, womit wir leicht nach Hause kommen.

„Nie wieder Langstrecke, schon gar nicht Autobahn mit diesem Auto“, waren wir uns einig. Doch auf der letzten Etappe heißt es dann: „Vielleicht fahren wir mit dem E-Golf doch mal zur Oma in den Odenwald.“ Für 280 Kilometer müsste einmal unterwegs laden reichen. Im Sommer, wenn es schön warm ist und die Cafés wieder offen sind, dürfte das kein Problem sein.



◀ Am Bach entlang geht es in die Plauener Altstadt.

▶ Auf der Anzeige der Schnellladesäule wächst der Balken mit den Kilowattstunden.



VOM KINDERBETREUER ZUM KONZERTVERANSTALTER

Potenzial und Verantwortung

Der 27-jährige Patrick Cellnik ist einer der jüngsten Domkantoren Deutschlands

Normalerweise würde Patrick Cellnik die 170 Mitglieder der Mädchenkantorei am Paderborner Dom mehrfach in der Woche zu Chorproben treffen. Nun sieht er die jungen Sängerinnen im Alter von acht bis 20 Jahren vor allem über die Computer-Software „Zoom“. Als Cellnik Anfang Februar seinen Dienst als Domkantor am Paderborner Dom antrat, begann er die neue Stelle in unruhigen Zeiten.

Cellnik ist jetzt mit Domorganist und Domkapellmeister für die Gestaltung der Musik am Dom verantwortlich. Als Kantor ist er regelmäßig Vorsänger bei den Gottesdiensten. Zugleich übernimmt er die Leitung der Mädchenkantorei, die in Corona-Zeiten aber nur online singen darf. Es ist kein leichter Start für den Kirchenmusiker, der mit seinen 27 Jahren einer der jüngsten Kantoren an einer deutschen Kathedrale ist. Ehrfurcht und Dankbarkeit bekundete er vor der neuen Aufgabe.

Unter dem Mindestalter

Schon mit zwölf Jahren nahm der gebürtige Remscheider Orgelunterricht. Mit 14 begann er die kirchenmusikalische C-Ausbildung, um nebenberuflich als Organist und Chorleiter arbeiten zu dürfen – und lag damit ein Jahr unter dem Mindestalter.

Nach dem Abitur studierte Cellnik Kirchenmusik, Gesangspädagogik und Chorleitung in Köln, leitete verschiedene Ensembles und Chöre und arbeitete die vergangenen zwei Jahre als Kantor an der Kölner Kirche Sankt Aposteln – Jobs mit weiter Bandbreite, findet Cellnik: „Wir Kirchenmusiker sind im Grunde alles – von Kinderbetreuern bis hin zu High-End-Veranstaltern für Gottesdienste und Konzerte.“

Fast drei Jahre lang war Cellnik während des Studiums als Assistent des Domkapellmeisters Eberhard Metternich bei der Kölner Dommusik tätig, zu der wie an anderen Kathedralen verschiedene Kinder- und Erwachsenenchöre gehören. In eigenen Schulen werden Mädchen und Jungen von Kindesbeinen an musikalisch ausgebildet. Als „Schatz“ bezeichnet Cellnik diese Institutionen, der darin bestehe, „dass wir so viele Kinder begleiten dürfen“.

In Cellniks Fall werden das künftig vor allem die Sängerinnen der 2008 gegründeten Paderborner



Fotos: KNA

Mädchenkantorei sein. Als deren Leiter stehe er vor Herausforderungen, erklärt Cellnik. Zum einen gebe es das Genre des Mädchenchors in der Musik noch nicht so lange. Zum anderen gebe es gerade innerhalb der Kirche Stellen, an denen er für die Mädchen werde kämpfen müssen. „Das werde ich mit dem nötigen Selbstbewusstsein tun“, sagt der neue Domkantor.

Blickt man auf den lateinischen Wortursprung zurück, ist ein Kan-

tor nichts anderes als ein Sänger. Im religiösen Rahmen setzte sich der Begriff für die Bezeichnung des Vorsängers in Gottesdiensten durch. Ein Domkantor ist laut Cellnik vor allem ein seelsorglicher Beruf. „Wir begleiten Kinder oft über viele Jahre hinweg in ihrer Freizeit und in ihrer Entwicklung.“ Darin liege ein großes Potenzial, aber auch eine große Verantwortung.

Gute Begleitung hat Cellnik auch selbst erfahren. Er erzählt von

Lehrern, die sein musikalisches Talent früh förderten. Er erzählt aber auch, dass er schon als Kind von den biblischen Geschichten fasziniert gewesen sei – Dinge, die er nun selbst weitergeben will: „Ich habe die Hoffnung, dass die Kinder und Jugendlichen in Musik und im Glauben groß werden und dass ich die Lebensfreude daran vermitteln kann.“

Die Zeichen dafür stehen gut. Alle Sängerinnen seien während der coronabedingten Einschränkungen dem Chor treu geblieben, erklärt Cellniks Vorgängerin Gabriele Sichter-Karle. „Ich glaube, dass das, was wir als Dommusik machen, immer schon attraktiv war und auch bleiben wird“, sagt Cellnik. Man arbeite als Gruppe auf etwas Gemeinsames, etwas Großes hin. „Die Kirche als Institution hilft uns in dieser Arbeit mit all ihren negativen Schlagzeilen zur Zeit allerdings nicht wirklich.“

Der neue Domkantor, der von Felix Mendelssohn Bartholdys Musik zutiefst berührt ist und der von Bachs Werk als „übermenschlich“ schwärmt, hält trotzdem an dem kirchlichen Aspekt seiner Arbeit fest. Ohne den Glauben würde ihm das Spirituelle fehlen, er sei wie ein Urinstinkt. „Ich bin Musiker“, sagt Cellnik, „aber ich bin vor allem Kirchenmusiker.“ *Annika Schmitz*

Der Paderborner Dom ist die neue Wirkungsstätte von Domkantor Patrick Cellnik. Dieser will sich „mit dem nötigen Selbstbewusstsein“ für die Mädchenkantorei einsetzen.



UNTERSCHIEDLICHE INTERPRETATION

Wie heilig ist der Sonntag?

Von der frühen Christenheit zu Katholiken und Protestanten der Gegenwart

Ausgerechnet ein römischer Kaiser, noch dazu ein Schwärmer für den antiken Sonnengott Sol, ebnete dem christlichen Sonntagsfest den Weg (siehe Nr. 8). „Alle Richter, die städtische Bevölkerung und alle Gewerbe sollen am verehrungswürdigen Tag der Sonne ruhen“, ließ Konstantin der Große sein Volk im März 321 wissen.

Im Gegensatz zum bis dahin bestimmenden Kalender, der den Sabbat oder den Tag des Saturn – also den Samstag – als Ruhetag markierte, erhob Konstantin den Sonntag zum arbeitsfreien Feiertag. Nur die Bauern sollten weiter ihre Felder bestellen, „damit nicht die Gunst der Gelegenheit, die durch himmlische Vorsehung gegeben ist, verpasst werde“.

Der Sonntag als staatlicher Ruhetag diente freilich nicht dem wöchentlichen Gedenken an den von den Toten auferstandenen Christus. Er sollte auch keinen Ehrerweis an die Sonne darstellen, die in der Antike große Verehrung genoss. Konstantin wollte vielmehr Stützmauern für ein morsch gewordenes Reich aufrichten, in dem damals gleich mehrere Kaiser um die Macht kämpften und die Christen zum festen Bestandteil geworden waren.

Populärste Gottheit

Mit der Schaffung eines wöchentlichen Ruhetags kam Konstantin sowohl dem Kult der Christen entgegen als auch den heidnischen Vorstellungen vom „Sol invictus“: dem unbesiegtten Sonnengott, der vor allem im Osten des Römerreichs seine Anhänger hatte und neben Jupiter die populärste römische Gottheit war. Auch mit seiner Forderung nach sonntäglicher Freilassung von Sklaven wurde Konstantin Christen und Heiden gerecht.

„Dies soli“ (Tag der Sonne) wurde der arbeitsfreie Sonntag genannt. Mit ihm hatten die Christen einen neuen festen Termin für ihre wöchentlichen Zusammenkünfte, die anfangs wie bei den Juden für gewöhnlich am Sabbat stattfanden – ganz im Sinne des Alten Testaments, das den Sabbat als heilig festgeschrieben hatte.

So heißt es im Buch Exodus: „Sechs Tage darfst du schaffen und all deine Arbeit tun. Der siebte Tag ist ein Ruhetag, dem HERRN, dei-



Der römische Kaiser Theodosius (mit purpurrotem Mantel) im Streit mit Bischof Ambrosius von Mailand, dargestellt vom niederländischen Barock-Maler Anthonis van Dyck. Theodosius erklärte im Jahr 380 das Christentum zur Staatsreligion.

nem Gott, geweiht. An ihm darfst du keine Arbeit tun: du und dein Sohn und deine Tochter, dein Sklave und deine Sklavin und dein Vieh und dein Fremder in deinen Toren. Denn in sechs Tagen hat der HERR Himmel, Erde und Meer gemacht und alles, was dazugehört; am siebten Tag ruhte er. Darum hat der HERR den Sabbat gesegnet und ihn geheiligt“ (Ex 20,9–11).

In eben diesem Geist hatten sich die frühen Christen versammelt. Paulus suchte am Sabbat die Synagoge auf, um im Sinne Jesu die dort verlesenen alttestamentlichen Verse zu kommentieren. Gleichzei-

tig mühten sich Christi Jünger, den Unterschied zwischen dem jüdischen Sabbat und dem christlichen Sonntag klar zu benennen. Nicht immer war das erfolgreich, sodass viele frühe Christen gleich zweimal in der Woche feierlich zusammenkamen – nämlich samstags und sonntags.

Das änderte sich, als die Christen nichtjüdischer Herkunft begannen, ihre frühmorgendlichen Sonntagsfeiern weniger aus dem Geist der Schöpfungsgeschichte als im Gedenken an die Auferstehung Christi zu interpretieren, in der theologisch betrachtet das Heil der Welt wurzelt.

Der Sonntag wurde so zum Tag des Herrn – zum wöchentlichen Osterfest sozusagen.

„Nicht nur an Ostern“

„Auf Grund der verehrungswürdigen Auferstehung unseres Herrn Jesus Christus feiern wir den Sonntag nicht nur an Ostern, sondern auch in jedem Wochenzyklus“, stellte Papst Innozenz I. Anfang des fünften Jahrhunderts fest. Der Kirchenlehrer Augustinus (354 bis 430) unterstrich diese Auffassung. Er etikettierte den Sonntag schlicht als Ostersakrament.

Diese christozentrische Weltsicht war der Schlüssel für die Verankerung des Sonntags als wöchentlichem Festtag. Die frühmorgendliche und deshalb oft nächtliche Sonntagsliturgie wurde mit Lichteffekten angereichert, die den heidnischen Kult um den Sonnengott vergessen lassen sollten. Krönung dieser theologischen Neuausrichtung war die Terminierung des Weihnachtsfests auf den Festtag des „Sol invictus“, den 25. Dezember.

Auch Kaiser Konstantin, Sonntagsverfechter und überzeugter Anhänger des „Sol invictus“, rückte nach seiner Taufe drei Jahre nach Verkündung seiner Sonntagsregeln vom heidnischen Sonnengott ab. Allerdings nötigte er während seiner Amtszeit niemanden zur Sonntagsfeier und stellte seinen Soldaten frei, weiterhin der Sonne zu huldigen.

Ein echter Herrentag

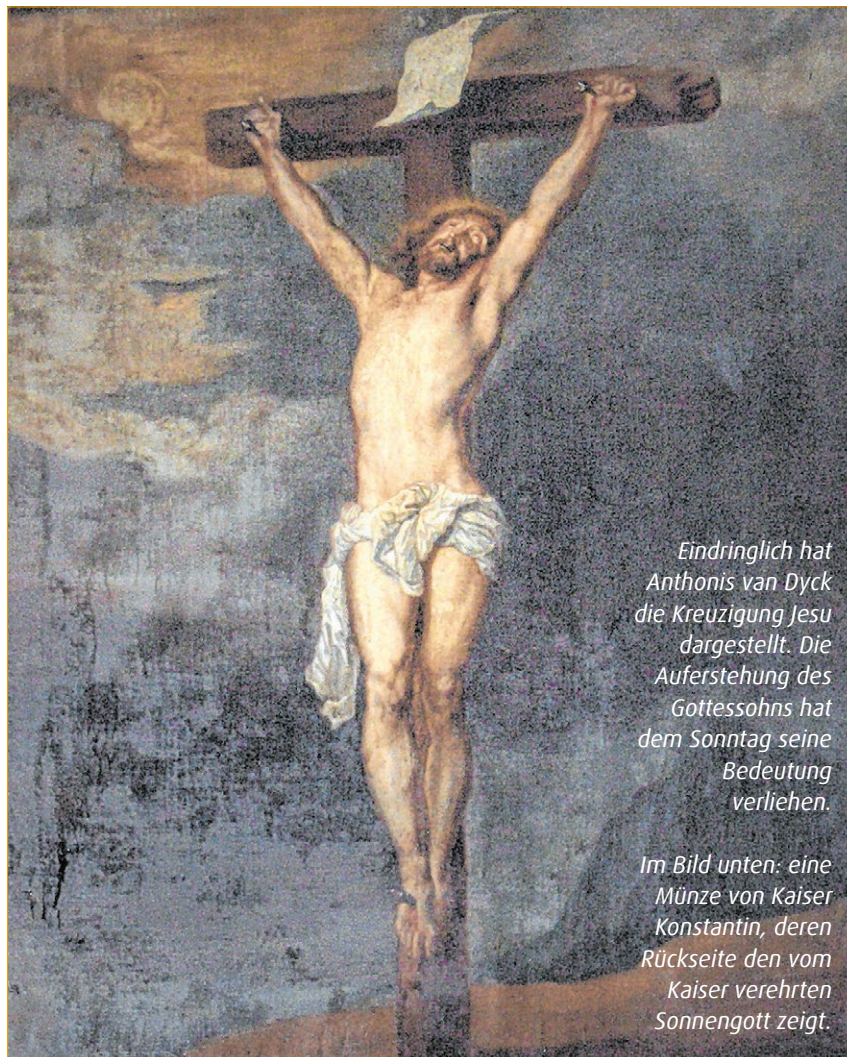
Bis aus dem Sonnentag ein echter Herrentag wurde, sollte es noch ein paar Jahrzehnte dauern – auch wenn das Christentum ab dem Jahr 380 Staatsreligion war. Erst Arcadius und Honorius, die beiden Söhne des letzten römischen Alleinherrschers Theodosius (347 bis 397), sprachen im August 399 erstmals in einem Erlass vom „Dies dominica“ (Herrentag) statt vom „Dies solis“.

Für Katholiken ab sieben Jahre gehört das Sonntagsgebot heute zum religiösen Fundament. Es ist die Pflicht, jeden Sonn- und Feiertag an einem Gottesdienst teilzunehmen. Die Vorschrift wurzelt in den Zehn Geboten, die Gott der biblischen Erzählung zufolge auf Steintafeln geschrieben und dem Propheten Moses übergeben hat.

Allerdings stand dort nicht, was heute zum Beispiel auf der offiziellen Webseite der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) steht: „Du sollst den Feiertag heiligen.“ Auch nicht, wie es im Internet-auftritt der katholischen Bischöfe Österreichs heißt: „Du sollst den Tag des Herrn heiligen!“

Im Buch Deuteronomium (Dtn 5,12–14), das von den letzten Tagen des Moses erzählt, heißt es nur, Gott habe ihm aufgetragen, den Sabbat in Ehren zu halten und ihn als Ruhetag zu gestalten. Das galt sogar für Tiere: „Sechs Tage kannst du deine Arbeit verrichten, am siebten Tag aber sollst du ruhen, damit dein Rind und dein Esel ausruhen und der Sohn deiner Sklavin und der Fremde zu Atem kommen“ (Ex 23,12).

Von der alttestamentarischen Verpflichtung, den Sabbat zu hei-



Eindringlich hat Anthonis van Dyck die Kreuzigung Jesu dargestellt. Die Auferstehung des Gottessohns hat dem Sonntag seine Bedeutung verliehen.

Im Bild unten: eine Münze von Kaiser Konstantin, deren Rückseite den vom Kaiser verehrten Sonnengott zeigt.

ligen, bis zum christlichen Gebot, sonntags in die Kirche zu gehen, war es noch ein jahrhundertelanger Weg – einer mit vielen Hindernissen zudem. Nach der Verschärfung der Christenverfolgung durch Kaiser Diokletian (um 240 bis 312) nämlich bezahlte mancher Christ die Einhaltung der Sonntagspflicht mit dem Tod.

Das Sonntagsgebot war der Kitt, der die meist kleinen Gemeinden der Gläubigen zusammenhielt. Kirchenrechtlich festschreiben musste man das nicht eigens. Das änderte sich im Lauf der Zeit, als auf immer mehr Synoden Klagen laut wurden, die Leute würden sonntags nicht mehr zur Kirche gehen. So diskutierte man Anfang des vierten Jahrhunderts auf der ersten großen Synode Spaniens in Elvira nicht nur über die Heirat zwischen Christen und Heiden oder den Lebenswandel der Bischöfe und Pfarrer.

Auch über die Sonntagsmoral wurde lebhaft gestritten. Ergebnis: Alle Gläubigen, die drei Sonntage hintereinander nicht zur Messfeier erschienen, wurden für kurze Zeit aus der christlichen Gemeinschaft ausgeschlossen. Damit die Sonntagsgottesdienste intensiver erlebt werden konnten, beschloss man zu-

dem ein strenges Fasten an den vorhergehenden Samstagen.

200 Jahre später war der Gottesdienstbesuch Thema einer großen Kirchenversammlung in südfranzösischen Agde. Festgehalten wurde, dass jeder Kirchgänger die Sonntagsmesse bis zum Schluss segnen müsse. Außerdem wurde Juden, die zum Katholizismus konvertieren wollten, eine achtmonatige Probezeit auferlegt. Man fürchtete, sie könnten schnell wieder zum alten Glauben zurückkehren und damit zum Samstag als Ruhetag.

Nicht glücklich

Mit der Zeit aber setzten sich die von Kaiser Konstantin angeordneten Ruhezeiten mehr und mehr durch – auch wenn man in den Klöstern über den staatlich verordneten Müßiggang nicht überall glücklich war. So kann es nicht verwundern, dass Karl der Große 789 die Sonntagsruhe ebenfalls mit einem Erlass regelte. Unter anderem verbot er Frauen, Schafe zu scheren, Wolle zu zupfen, zu weben, Kleider zuzuschneiden, zu nähen oder zu waschen.

Der neuen Stellung des Sonntags war die Benennung der Wochenmitte als „mittiwehha“ (Mittwoch) geschuldet. Der althochdeutsche Begriff bezog sich auf die christlich-jüdische Zählung der Wochentage von Sonntag bis Samstag. Damit hatten

sich die Deutschen gegen heidnische Gottheiten wie Wotan oder Merkur entschieden, wie sie sich im englischen Wednesday, im niederländischen Woensdag oder im französischen Mercredi manifestieren.

Um 1500 war der arbeitsfreie Sonntag eine Selbstverständlichkeit – nicht aber das katholische Sonntagsgebot. Martin Luther sah in ihm nur „ein ganz äußerliches Ding, das, wie andere Satzungen des Alten Testaments, an besondere Weisen, Personen, Zeiten und Orte gebunden war; diese sind nun durch Christus alle freigegeben“.

Luther schrieb: „Wir halten Feiertage nicht um der verständigen und gelehrten Christen willen“, denn diese bedürften dessen nicht. „Vielmehr tun wir es erstens auch um leiblicher Ursachen und Bedürfnisse willen. Denn die Natur lehrt und fordert das für das einfache Volk, für Knechte und Mägde, die die ganze Woche ihrer Arbeit und ihrem Geschäft nachgegangen sind, dass sie sich auch einen Tag lang zurückziehen, um sich auszuruhen und zu erquicken.“

Man halte, hieß es weiter, die Sonntagsruhe „allermeist deshalb, dass man an einem solchen Ruhetag, weil man sonst nicht dazu kommen kann, Gelegenheit und Zeit hat, um am Gottesdienst teilzunehmen; man soll also zusammenkommen, Gottes Wort zu hören und sich damit zu beschäftigen, um dann auch Gott zu loben, zu singen und zu beten.“ Was für Katholiken ein Gebot, ist für Protestanten deshalb auch heute noch nur eine Empfehlung.

Es ist ein Unterschied in der Sonntagsheiligung, der den bis heute teils sehr unterschiedlich starken Kirchenbesuch beider Konfessionen erklären könnte. So gehen Katholiken sonntags bis zu dreimal häufiger als Protestanten zur Kirche. „Für viele Kirchenmitglieder hat der sonntägliche Gottesdienst keine erkennbare Bedeutung“, heißt es etwa bei der lutherischen Kirche.

Einig sind sich beide Kirchen, dass der Sonntag ein ganz besonderer Tag ist. „Indem Christen sich zum Gottesdienst versammeln, verdeutlichen sie, dass die Unterscheidung des Sonntags vom Alltag dem Leben dient“, schrieben Katholiken und Protestanten 1984 in einer gemeinsamen Erklärung zur Feier des Sonntags. „Es ist wichtig, an diesem Tag uns zu besinnen und zur Ruhe zu kommen, damit wir entdecken, wofür wir zu danken haben.“

Günter Schenk

Hinweis

In der nächsten Ausgabe lesen Sie vom Kampf um die sonntägliche Arbeitsruhe. In Nr. 11 widmet sich unser Autor dem Sonntag als Kulturgut.



Ein Traum wird wahr:
Der Schweizer Thomas Schönholzer
geht an der schottischen Atlantikküste
entlang und spielt auf seinem Dudelsack.
Seine Reise in den hohen Norden wäre um ein
Haar wegen der Corona-Pandemie gescheitert.

INTERNATIONALER TAG DES DUDELSACKS

„Mein Herz ist in Schottland“

Thomas Schönholzer: Ein Schweizer liebt den typischen Klang der Sackpfeife

SOLOTHURN – Der „Kalender der kuriosen Feiertage aus aller Welt“ kennt manch ungewöhnliches Datum. Dudelsackspieler in aller Welt haben den 10. März dick im Terminplaner angestrichen: Schotten und Schottland-Fans feiern dann den Internationalen Tag des Dudelsacks. Der Schweizer Thomas Schönholzer ist einer von ihnen.

„Der Dudelsack und Schottland – das ist eine Leidenschaft von mir“, sagt Schönholzer. Der Mann aus Solothurn und seine Frau sind das erste Mal in Schottland und der Dudelsack durfte natürlich nicht fehlen. „Ich lebe in der wunderschönen Schweiz, jedoch ist mein Herz zu einem großen Teil immer in Schottland“, sagt Schönholzer. Langsam läuft der große, sportliche Mann mit Zopf und im Kilt am feinen Sandstrand in einer Bucht unweit von John o’ Groats.

Hier am Ozean, dem nördlichsten Punkt des britischen Festlands, spielt er allein auf seinem Dudelsack. Nur ein großer Seehund schaut vom Wasser aus zu. Ein Schweizer, der so gekonnt die typisch schottischen Klänge am rauschenden Atlantik spielt – das überrascht. Das Meeressrauschen, die Musik des Dudelsacks und der plötzlich aufgetauchte Seehund haben etwas Filmreifes.

„Wenn ich mich in Schottland in der Natur bewege, kommt es mir

vor, als wäre ich auf einem eigenen Planeten, in einer anderen Welt“, erzählt Schönholzer mit leiser Stimme. „Ich vergleiche es ein wenig mit dem Auenland aus dem ‚Herrn der Ringe‘.“ In seiner Heimat arbeitet er als Sozialpädagoge. Sein Spiel habe für ihn, sagt er, „etwas Ehrfürchtiges“. Man merkt: Er ist innerlich sehr berührt, seine besondere Musik in Schottland spielen zu können.

„Immer mein Traum“

„Die mystisch-kraftvollen, wunderschönen und meist traurigen Klänge des Dudelsacks in einem Land wie in Schottland spielen zu dürfen – das war schon immer mein Traum“, schwärmt Schönholzer. Es hat lange gedauert, bis er sich diesen verwirklichen konnte. Die Reise in die Highlands musste er immer wieder verschieben. Und zuletzt hätte ihm die Corona-Pandemie fast noch alles verdorben.

„Schon als kleines Kind faszinierten mich der Dudelsack und die schottische Geschichte. Mit dem Spielfilm ‚Braveheart‘ bin ich groß geworden und so wurde für mich William Wallace zum Volkshelden“, erinnert sich Schönholzer.

„Später, als ich mich auch inhaltlich mit der Geschichte Schottlands auseinandersetze, wurde mir mehr und mehr klar, wie ich die Wildheit und die Stärke dieses Volkes liebe.“ Die Melodien und Instrumente der

Geächteten gehörten für ihn immer zu dieser Geschichte „und lösten schon als Kind große Gefühle bei mir aus“.

Als vor einigen Jahren sein Vater seinen 55. Geburtstag feierte, kam Schönholzer auf die Idee, ihm ein besonderes Geschenk zu machen. Weil er wusste, dass auch sein Vater die Klänge des Dudelsacks liebt, machte er sich auf die Suche nach einem Spieler oder einem Duo, welche am Geburtstag seines Vaters für ihn und die Gäste spielen sollte.

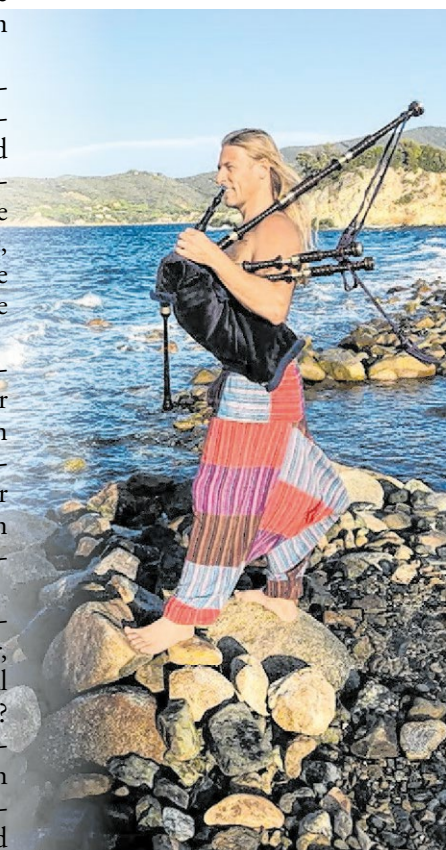
„Es war ein 20. Dezember und eisigkalt. Im Schnee kamen sie auf unser Haus zu und spielten ‚Scotland the Brave‘.“ Beim Klang der inoffiziellen schottischen Nationalhymne bekam Schönholzer eine Gänsehaut, erinnert er sich. „Ich konnte meine Gefühle nicht zügeln und musste vor Freude und Glück weinen.“

Die zwei Dudelsack-Spieler hätten regelrecht mit Wind und Wetter gekämpft. „Der Dudelsack ist ein sehr launisches Instrument. Temperaturschwankungen mag er gar nicht.“ Oft klinge das Pfeifen dann grässlich und sei für Spieler und Zuhörer „schlimm zu ertragen“.

Am Ende des kleinen Geburtstagskonzerts fragten die Künstler, ob sich jemand der Gäste einmal am Dudelsack versuchen möchte? Thomas Schönholzer ließ sich diese Gelegenheit nicht entgehen. „Ich durfte erstmals dieses für mich beinahe heilige Instrument in die Hand

nehmen. Eigentlich ist es meistens so, dass beim ersten Versuch gar kein Ton herauskommt. Bei mir war dies anders. Ich habe den Dudelsack auf meine Schulter gelegt und in das Mundstück geblasen.“

Mit voller Kraft habe er das „Bag“, den Sack also, mit Luft gefüllt, so dass die drei „Drones“, die Pfeifen, zu brummen anfangen, erinnert er sich. „Danach habe ich



mit meinem Ellenbogen den Sack gepresst und es tatsächlich geschafft, dass sogar der ‚Chanter‘, die Flöte, ein paar quietschige Töne von sich gab.“ Einer der Dudelsackspieler sei überrascht gewesen und habe begonnen, erneut „Scotland the Brave“ zu spielen. „Damit war es um mich geschehen. Ich hatte mich in das Instrument verliebt!“

„Kann keine Noten lesen“

Die zwei Spieler meinten zu Schönholzer, er müsse wohl Talent haben. Ob er nicht das Dudelsackspielen lernen möchte? Bereits eine Woche später begann er mit dem Unterricht. „Ich habe gemerkt, wie leicht mir das Spielen fällt. Meine zwei Lehrer haben mir zusätzlich versucht, Noten beizubringen. Aber ehrlich: Ich kann bis heute keine Noten lesen.“

Nach einem Jahr hatte er die nötige Fingerfertigkeit erlangt, um erstmals auf der Great Highland Pipe zu spielen, einem besonders lauten traditionellen Dudelsack. „Es braucht viel Luft – die Mundmuskulatur muss trainiert werden. Und auch ein wenig Koordination und vor allem Geduld.“ Wer ein Stück

beherrscht, müsse darüber hinaus lernen, dabei zu gehen.

Bis heute spielt Schönholzer am liebsten mit geschlossenen Augen. „Natürlich mit ganz vielen Fehlern, aber mit umso mehr Freude und Herz. Ich fühle die Musik und ich spüre den Rhythmus. Wenn ich in der Schweiz zu einer Burgruine fahre und dort für mich alleine spiele, befördert mich dies in eine andere Welt, in eine andere Zeit“, sagt er.

Soweit es die Corona-Lage zulässt, tritt Schönholzer in seinem Heimatland bei Hochzeiten, Geburtstagen und anderen Festen auf. Dort also, wo eigentlich ein ganz anderes Instrument heimisch ist. „Das Alphorn passt wunderbar zum Dudelsack – man kann beides verbinden“, sagt Schönholzer lachend.

Freude an Marschmusik hatte der Schweizer nie. „Was mich berührt sind sanfte, melancholische Tunes“, sagt er. „Dies war auch der Grund, warum ich angefangen habe, alleine Musik zu machen. So kann ich spielen, was ich will und muss mich nicht unterordnen.“ So wie am wilden Ozean im Norden von Schottland. „Es ist ein Glück für mich, dass ich dem Dudelsack begegnet bin.“

Rocco Thiede

Die Geschichte des Dudelsacks

Als möglicherweise älteste Darstellung eines Dudelsacks oder einer Sackpfeife – so der alte deutsche Name – wird in der Literatur ein hethitisches Relief aus der Zeit um 1200 vor Christus genannt. Bei antiken Persern und Griechen sind Darstellungen von Instrumenten bekannt, die in Umriss und Haltung an Sackpfeifen erinnern. Auch Kaiser Nero soll ein dudelsackähnliches Instrument gespielt haben.

Im neunten Jahrhundert beschreibt Pseudo-Hieronymus im sogenannten Dardanusbrief einen „einfachen Sack mit zwei Luftrohren“. „Durch das erste wird er aufgeblasen, aus dem zweiten kommt der Schall hervor.“ Im Mittelalter gehörte der Dudelsack zur höfischen Kultur. Im Figurenprogramm gotischer Kirchen, etwa am Kölner Dom, wurden Engel oder auch Dämonen immer mal wieder damit dargestellt. Die „Sackpfeiff“ war seit dem 16. Jahrhundert in Mitteleuropa weit verbreitet. Instrumente dieses Typs sind in der Malerei bei Hieronymus Bosch, Albrecht Dürer und Pieter Bruegel naturgetreu wiedergegeben. Als „alleinigen Trost der Hirten und selbstverständlich auch der Bauern“ beschreibt Athanasius Kircher die „Cornamusa“ genannte Sackpfeife um 1650.

Im 19. Jahrhundert ging die Nutzung der Sackpfeife in Mitteleuropa stark



▲ Ein Sackpfeifenspieler auf Pieter Bruegels des Älteren Gemälde „Bauerntanz“ (um 1568). Foto: gem

zurück. Sie war vorwiegend noch bei Schäfern, Hirten und Wandermusikanten in Gebrauch. In Großbritannien und besonders Schottland dagegen hielten sich Dudelsäcke im Rahmen der Militärmusik bis ins 20. Jahrhundert. Auch in der Bretagne, Süditalien sowie auf dem Balkan gibt es bis heute aktive Spieler. Im deutschen Sprachraum werden Dudelsäcke gerne auf Mittelalterfesten und -märkten oder Festivals gespielt.

rt/red

MEDIENKRITIK

Eine ganz große Familie

„Homo Sapiens“ ist Atlas und Geschichtsbuch zugleich – Reise durch Jahrmillionen der Evolution

Gibt es menschliche Rassen? Ist allein schon die Annahme rassistisch, es gebe welche? Diese Fragen treiben die Gesellschaft in Zeiten von „Black Lives Matter“ mehr denn je um. Auch die Frage, wo Rassismus beginnt, ist umstritten.

Die moderne Wissenschaft hat eine (scheinbar) klare Antwort parat: Rassen gibt es nicht! Zumindest gibt es keine im Sinne rassistischer Denker des 19. und frühen 20. Jahrhunderts: keine klar umrissenen Menschengruppen mit einheitlicher Haar-, Haut- oder Augenfarbe, mit einheitlicher Schädelform oder Gemeinsamkeiten des „Bluts“. Und erst recht gibt es keine Menschengruppen mit minderer Intelligenz oder geringerer Kulturstufe.

Keine Rassen also – basta! Wirklich? Ganz so einfach ist die Sache nicht. Das zeigt ein Blick in den hervorragend und kurzweilig aufbereiteten Band „Homo Sapiens – Der große Atlas der Menschheit“ des italienischen Evolutionsbiologen Telmo Pievani und des französischen Anthropologen Valéry Zeitoun. In deutscher Übersetzung ist er bei WBG Theiss erschienen.

Fast acht Milliarden Menschen leben auf der Erde: Männer und Frauen, hochgewachsen oder kleinwüchsig, blond oder dunkelhaarig, blass oder mit stärker pigmentierter Haut – die äußerlichen Unterschiede sind teils enorm. Entscheidend aber sind sie nicht, entscheidend ist die Genetik: Das Erbgut, das Wesen und Natur all dieser Menschen bestimmt, unterscheidet sich nämlich kaum. Genetisch gesehen sind alle Menschen Angehörige einer großen Familie.

Von Rassen zu sprechen, ist politisch unkorrekt. Aber auch für die Biologie gibt es sie nicht mehr. Wohl aber gibt es Abstammungslinien, deren genetische Spuren bis heute erkennbar sind und die freilich auch das äußere Erscheinungsbild prägen. Sie belegen engere genetische Verwandtschaften innerhalb der großen Menschheitsfamilie.

Die moderne Biologie, deren Wissensstand „Homo Sapiens“ wiedergibt, nimmt jedweden Rassismus, jedweder ethnischen Über-

heblichkeit die Grundlage. Diese Botschaft zieht sich – mal deutlich, mal zwischen den Zeilen der informativen Texte – durch den reichhaltig bebilderten Band, der weit mehr ist als das, was sein Titel verspricht.

„Homo Sapiens“ ist kein bloßes Geschichtsbuch über die gegenwärtige Menschenart. Es ist ein Atlas der Menschheitsgeschichte, der dem weitverzweigten Stammbaum der Homininen folgt, das Tagebuch einer Reise durch mehrere Millionen Jahre der Evolution: ein Überblick von den ersten Gehversuchen auf zwei Beinen über die frühesten Steinwerkzeuge bis zur Erfindung der Landwirtschaft am Ende der Eiszeit – und noch darüber hinaus.

„Homo Sapiens“ führt den Leser von Afrika, der Wiege der Menschheit, in alle Himmelsrichtungen. In Spanien begegnet er den ersten Europäern. In Italien verfolgt er den „Teufelsweg“, 56 versteinerte Fußabdrücke, die frühe Menschen hier hinterlassen haben. Viele Fundstätten kann der Band nur streifen, andere verschweigt er. Auch aufsehenerregende wie das niedersächsische Schöningen. Das ist schade.

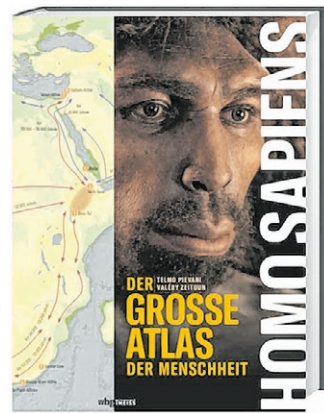
Dafür kann der Leser dem Neandertaler buchstäblich ins Antlitz blicken und seine weitentwickelte Kultur bestaunen. Er entdeckt die ältesten Kunstwerke, erlebt einen katastrophalen Vulkanausbruch mit, der die Menschheit um ein Haar ausgerottet hätte, begegnet den ersten Aborigines in Australien und den Vorfahren der Indianer.

Und immer wieder begegnet er der Genetik, erfährt von der DNA der rätselhaften Denisova-Menschen und den kleinwüchsigen „Hobbits“ von der Insel Flores. Und er begegnet der „mitochondrialen Eva“, einer Afrikanerin, von der nach Erbgut-Analysen alle heute lebenden Menschen abstammen. Der Garten Eden lässt grüßen.

Thorsten Fels

Information

„Homo Sapiens – Der große Atlas der Menschheit“ ist bei WBG Theiss erschienen (ISBN: 978-3-8062-4231-7) und kostet 50 Euro. Am 1. April erhöht sich der Preis auf 70 Euro.



12 „Was?“ Tonis Mutter schrie ziemlich laut. Sie war unbeeindruckt dazugekommen. „Wem gehört das Auto?“ Den Männern hatte es die Sprache verschlagen. Toni wiederholte: „Meiner zukünftigen Schwiegermutter!“ Dabei schnitt er eifrig Heuballen auf und verteilte sie an das Jungvieh.

„Sauber! Eine zukünftige Schwiegermutter gibt es also. Gut, dass wir das auch einmal zu wissen kriegen, was?“ Toni war unglaublich damit beschäftigt, das Heu zu verteilen. Er schaute kaum zu seiner erregten Familie hin, als er antwortete. „Wenn es euch recht ist, stell ich euch meine ..., also die Lotte und ihre Mutter bald vor.“

Robert grinste erheitert über den Lauf der Dinge. Die Eltern sahen sich ernst an. „Lotte heißt sie also.“ „Ja, Charlotte Hartinger.“ „Und weiter? Woher stammt sie? Von welchem Hof, aus welchem Dorf? Jetzt lass dir doch nicht jedes Wort aus der Nase herausziehen!“

„Die Lotte ist aus Angerburg, lebt mit ihrer Mutter in einer Mietwohnung und ist Zahnärztin.“ Der Vater beugte sich vor. „Was? Eine aus der Stadt? Und Zahnärztin ist die? Ja, Bua, was willst denn mit der bei uns auf dem Bauernhof?“ „Das ist ja eine, die null Ahnung von der Landwirtschaft hat“, fiel auch die Mutter entsetzt ein. „Um Gottes Himmels Willen, Bua, was hast du dir dabei bloß gedacht?“

Robert lachte spöttisch auf. „Gedacht hat er gar nicht. Verliebt hat er sich halt, unser Kleiner!“ „Du musst es ja wissen“, erwiderte Toni seinem gut einem Jahr älteren Bruder. „Du bist selber alle drei Wochen neu verliebt.“ „Ja, ja, es kann einen ganz gewaltig erwischen mit den Weibern“, seufzte Robert theatralisch und verdrehte die Augen. „He, ich bin neugierig auf deine Lotte. Wann stellst du sie uns vor?“ „Na ja, am Sonntag halt.“

Vater und Mutter sahen sich an. Die Mutter schüttelte den Kopf. „Also so was!“ Die Brüder verließen den Stall. „Da hast du aber den Vogel abgeschossen mit deiner Heimlichtuerei“, grinste Robert und boxte seinen Bruder in den Arm. „Den Babb und die Mam hätt' fast der Schlag getroffen. Ausgerechnet ihr kleiner, braver Toni rückt mit einer Freundin und einer zukünftigen Schwiegermutter auf einmal an!“

Die Eltern sahen ihren beiden Söhnen nach. „Eine aus der Stadt!“ Die Mutter schüttelte erneut den Kopf. „Zahnärztin, Jessas Maria!“ „Wird schon nicht so ernst sein“, versuchte der Vater zu beruhigen. „Verheiratet ist er mit der noch lange nicht.“ Er erinnerte sich an

Große Liebe im Gegenwind



Tonis Eltern haben schon bald den Verdacht, dass ein Mädchen hinter dem ungewohnten Verhalten ihres Sohnes stecken könnte. Aber Toni lächelt nur und behält das Geheimnis für sich. Bis er eines Tages mit einem fremden Auto heimkommt. Auf die Frage, wem es gehört, antwortet er: „Meiner zukünftigen Schwiegermutter.“

das wetterwendische Gemüt seines Ältesten, wenn es um Liebesbeziehungen ging, und fand, es gäbe keinen Grund sich ernsthafte Sorgen zu machen.

Es wird ernst

Obwohl sie sich sagte, es gäbe keinen Grund dafür, hatte Lotte ein etwas flaes Gefühl im Magen, seit sie wusste, dass sie am Sonntag Tonis Eltern kennenlernen würde. Sie freute sich darauf zu sehen, woran sein Herz so offensichtlich hing: Hof, Wiesen, Felder und Wald, wovon er ihr vorgeschwärmt hatte, aber na ja – Schwiegereltern waren eben so eine Sache!

Sie straffte die Schultern und durchwühlte ihren Kleiderschrank nach etwas, das dem Anlass angemessen wäre, um einen guten Eindruck zu machen. Am Ende entschied sie sich für ein weißgrundiges, in blauen, gelben und grünen Tönen gemustertes Sommerkleid und flache Sandalen. Toni stieß einen bewundernden Pfiff aus, als er sie abholte. „Fesch!“, stellte er fest und küsste sie.

„Wann kommt ihr denn wieder zurück?“, fragte Lottes Mutter mit einem Blick auf die Wohnzimmeruhr, die halb zwei Uhr nachmittags anzeigte. „Oh, es wird sicher spät“, antwortete Toni.

Sie sprachen wenig auf der Fahrt. Erst als sie fast in Irzing angekommen waren, wurde er Gesprächig. „Siehst du, da vorne? Unser Kirchturn. Wir fahren an der Kirche

allerdings nicht mehr vorbei, wir biegen vorher ab, hier in den Hasenweg. Und der letzte Hof rechts, das ist unserer. Der Daller von Irzing.“ Unverkennbar mit Stolz in Stimme und Gestik deutete er auf ein hohes zweistöckiges Haus, das mit dem Giebel zur Straße hin gebaut war. Ein sich an der Straße entlangziehender Bauerngarten mit Blumen am Zaun und vielen Gemüsebeeten lag davor. Rote Kletterrosen leuchteten neben einer Türe und einem anschließenden breiten Tor, durch das Toni in einen weiten, gekiesten Hof einfuhr.

„Da sind wir!“ Toni beugte sich vor, zeigte mit den Händen und redete wie ein Schlossführer: „Hier, meine Dame, sehen Sie also das Wohnhaus. An den vielen Blumenkübeln links und rechts von der Haustür erkennt man unschwer die Vorlieben meiner Mam.“

„Und am Balkon“, warf Lotte ein. „Ja, genau. Und nach dem Wohnteil, das ist der frühere Pferdestall und der alte Kuhstall, in dem aber schon seit langem keine Tiere mehr gehalten werden, weil er viel zu klein wäre.“ „Was ist denn drin?“ „Alles mögliche: Brennholz, Gerümpel, Werkzeuge, die Kreissäge und so weiter. Um die Ecke herum kommen Garagen und der alte Maschinenschuppen, wo unsere kleineren Maschinen, Traktoren und ein paar Wagen drin sind, danach die Strohscheune. Gegenüber vom Haus ist der neuere Stall, oben drüber der Heuboden, dann, wieder ums Eck, die Silotürme und schließlich die

neue Maschinenhalle für alle großen Maschinen: Traktor, Mähdröschler, Ladewagen usw. Voilà – das ist unser Hof.“

„Wow! Ziemlich groß. Allein der Hofraum – das gäbe in der Stadt Platz für mindestens vier Einfamilienhäuser!“ Lotte war beeindruckt. „Den Platz braucht man, sonst könnte man mit den großen Maschinen nicht rangieren.“ „Hm.“ Lotte fröstelte unwillkürlich. Ihr kam der weite, leere Hofraum trotz der sommerlichen Wärme sehr kahl und kalt vor: Weiße Mauern, dunkelbraun gestrichen die Fenster, die großen Tore und die mit Holz verschalteten oberen Teile der Wirtschaftsgebäude, dazu der einformig graue Kies.

Lotte zog die Schultern ein. Nur vor dem Wohnhaus blühten üppig rote Geranien, weiße und gelbe Margeriten, blaue Fächerblumen und orangerote Kapuzinerkresse wucherten bis auf den Kiesboden. Im Fenster neben der Haustür bewegte sich eine Gardine. Lotte sah schnell wieder weg.

Währenddessen war Toni unter das Vordach des alten Kuhstalls gefahren und hatte das Auto geparkt. „Komm, wir gehen ins Haus.“ Er nahm ihre Hand und zusammen schritten sie auf die offene Haustüre zu. Unter den überhängenden Blumen eines Tonkübels stob eine schwarze Katze fauchend davon und erschreckte Lotte. Toni lachte. „Nur unser Kater. Er faucht alle Leute an, mit Ausnahme unserer Mam, von der er gefüttert wird.“

Sie traten ins Haus, in einen langen, sicherlich fast drei Meter breiten Flur, der durch die ganze Breite des Hauses auf eine weitere, hintere Haustüre zulief, die in den Garten führte. Rechts, neben einer dunkelbraunen, hölzernen Treppe mit einem schön gedrehten Geländer, die ins obere Stockwerk und auch in den Keller ging, stand vor einer halb offenen Türe eine sehr alte, hagere Frau. Ihr Rücken war gekrümmt, dünne, silberne Haare, zu einem kleinen Knoten am Hinterkopf gesteckt, bedeckten ihren schmalen Kopf. Helle blaue Augen musterten Lotte erst neugierig und ernst, dann fing sie an, höflich und zurückhaltend zu lächeln.

► Fortsetzung folgt

Andrea Sommerer:
Große Liebe
im Gegenwind

© Rosenheimer Verlag
ISBN:
978-3-475-54274-9





beziehungsweise

Was hast du mir angetan?

Schock und Chance: Wie Paare nach Untreue wieder zueinander finden können

Frühlingsgefühle, Schmetterlinge im Bauch, Entdeckergeist, aber auch einfach Langeweile und Überdruß können bei Partnern in einer Ehe oder festen Beziehung gelegentlich der Auftakt zu einer Außenbeziehung, einem Seitensprung oder einer Affäre sein.

Manchmal „passiert es einfach“, manchmal ist es ein Prozess des Suchens, ein anderes Mal soll es dem Aufrütteln einer eingefahrenen Beziehung dienen. Vielleicht ist es auch eine Reaktion auf erlittene Verletzungen, gefühlte Vernachlässigung oder eine schleichende tiefe Entfremdung in der Partnerschaft. Etwas ist verloren gegangen, fehlt schmerzlich, weckt Sehnsüchte.

Vielleicht gab es schon etliche Gespräche, in denen Bedürfnisse und Wünsche ausgesprochen wurden, vielleicht gab es schon einige Versuche, in den alten Bahnen etwas zu verändern, wieder zu verlebendigen und frischen Wind in die bestehende Beziehung zu bringen.

Eine Weile lang bemühen sich beide oder vielleicht auch besonders eine(r) von beiden, und doch will es nicht gelingen. Dann wiederholen sich die Enttäuschungen, setzen sich fort, bleiben ungeklärt.

Vielleicht lässt der Alltagsstress wenig Raum für intensiveres Aufeinander-zu-gehen, vielleicht dient er auch der Ablenkung und Kompensation dessen, was unerfüllt bleibt.

Auf diese Weise wird der Abstand immer weiter, die Lücke immer größer, und die oft unbewusste Bereitschaft, die entstehende Leere anderweitig zu füllen, nimmt zu.

Aber auch eigene ungelebte Aspekte in der ganz persönlichen Entwicklung können zusätzlich oder auch ganz unerwartet Auslöser dafür sein, sich anderweitig zu verlieben, etwas Spannendes und noch nie Erlebtes in der Begegnung mit einem anderen Menschen zu entdecken.

Denn sich verlieben heißt auch, in Resonanz zu gehen mit bislang unbewussten, brach liegenden Persönlichkeitsanteilen, die erst im Spiegel des neuen, aufregenden Ge-



▲ Für den betrogenen Partner sind die Lügen häufig noch schlimmer als die Treulosigkeit selbst. Foto: Imago/Weiss

genüßbar sichtbar beziehungsweise spürbar werden.

Es tut sich in gewisser Weise eine Weggabelung auf, an deren Ausgangspunkt eine Entscheidung getroffen werden kann. Manchmal ist das der Punkt, an dem es keine Rückkehr mehr gibt – der sogenannte „point of no return“ – an dem das Ende einer Beziehung erreicht ist.

Lügen, Schuld und Scham

Wenn der Betreffende aber sowohl die neue Leidenschaft leben als auch die bestehende Beziehung keineswegs auflösen will, dann bedeutet das ein Dilemma und ist meist der Beginn von Lügen, Schuld und Scham.

Ab diesem Zeitpunkt sind drei Menschen direkt involviert. Eine Weile lang tragen der Reiz des Heimlichen und das Spannende

das „neue“ Liebespaar, während der oder die anderen Partner verunsichert, nachfragend, belogen am Rande stehen.

Nicht selten inszeniert irgendwann der aktive Partner unbewusst ein Offenlegen, ein Entdecktwerden seiner Untreue. Oder der betrogene Partner kommt schließlich dahinter und verliert durch sein zweifeltes Kontrollverhalten zunehmend die Selbstachtung.

Nach einer Offenbarung kommt es zum großen Knall und einer erneuten Weichenstellung. Häufig gibt es nach einem ersten schockartigen Schweigen und Rückzug intensive Gespräche, Auseinandersetzungen, Tränen, Rückbesinnung auf das, was gut war und dann passiert ist, was gefehlt hat und künftig gelebt werden will.

Dieser Weg birgt eine große Chance in sich, nämlich die der

Wiederannäherung, des reflektierten Rückblickens und neue Impulse für einen Wandel in der Beziehung.

Wichtig in diesen Auseinandersetzungen des „alten“ Paares ist allerdings ein kluger und sehr achtsamer Umgang mit den Geschehnissen der parallelen Liebesbeziehung.

Im besten Fall für das Paar wird diese aktiv beendet und auch der oder die Dritte im Geschehen wird in der eigenen Betroffenheit entsprechend gesehen und gewürdigt.

Das, was in der Außenbeziehung passiert ist, sollte im Konkreten weder erzählt noch ständig nachgefragt werden. Denn die Bilder, die durch detailliertes Beschreiben bei dem Betrogenen entstehen, werden so zu einem unauslöschbaren Kopfkino.

Außerdem braucht auch die dritte Person einen Schutz, der ihr durch ein Stillschweigen über die gemeinsame Zeit gewährt wird.

Vertrauen neu bilden

Meistens ist für den betrogenen Partner das Lügengebäude um die Untreue herum viel schlimmer als die Treulosigkeit selbst. Denn seine Intuition, sein berechtigtes Nachfragen und all die angemessenen Zweifel wurden ja wiederholt in Frage gestellt und so das Zutrauen in die eigenen Gefühle zutiefst irritiert.

Das heißt in der Konsequenz, dass von Grund auf neues Vertrauen gebildet werden muss, dass Fragen – außer zu den Intimitäten der Außenbeziehung – ehrlich und geduldig beantwortet werden und gemeinsame Zeit helfen kann, die Wunden zu heilen.

Am Ende könnte dann die Erneuerung des Eheversprechens einen gelungenen Prozess krönen.

Cordula von Ammon

Die Autorin ist Diplom-Pädagogin, Systemische Paartherapeutin, Kommunikationstrainerin und Coach. Sie arbeitet bei der Psychologischen Beratungsstelle für Ehe-, Familien- und Lebensfragen in Lindau.

Fit und aktiv in den Frühling



Fotos: gem

Der Frühling steht vor der Tür. Die Natur erwacht langsam aus dem Winterschlaf und die ersten Sonnenstrahlen sorgen für gute Laune. Jetzt ist die richtige Zeit, um etwas für die Gesundheit und Fitness zu tun. Eine ausgewogene Ernährung und ausreichend Bewegung steigern das Wohlbefinden, wirken der Frühjahrsmüdigkeit entgegen und tun – gerade nach dem zurückliegenden Corona-Winter – der Psyche gut.

Sport hebt die Stimmung

Die Tage werden länger, die Sonne zeigt sich immer häufiger und die Temperaturen steigen: Nach den langen Wintermonaten ist endlich der Frühling in Sicht. Die Corona-Pandemie beherrscht allerdings immer noch den Alltag. Die damit verbundenen Herausforderungen und Sorgen sind eine große Belastung für viele Menschen. Für Gesundheit und Psyche ist es wichtig, zwischendurch abzuschalten und sich zu entspannen. Dabei spielt Bewegung eine ganz zentrale Rolle.

„Wir müssen einen Reiz setzen, der uns anspannt, um nachfolgend entspannen zu können“, erklärt der Sportwissenschaftler Professor Ingo Froböse. Man könne dem Stress buchstäblich davonlaufen. Sport setzt demnach Glückshormone frei und lässt zugleich den Stresshormonspiegel sinken, beschreibt der Leiter des Instituts für Bewegungstherapie und bewegungsorientierte Prävention und Rehabilitation an der Deutschen Sporthochschule Köln. Dabei gilt aber: Nicht überfordern, denn nur dann setzt auch die erhoffte stresslindernde Wirkung ein.

Idealerweise ist man draußen unterwegs. Das Tageslicht und die frische Luft tun dem Körper zusätzlich gut. Wichtig ist, dass der Sport Spaß macht. Denn sonst verfehlt er seine Wirkung und wird



▲ Sportwissenschaftler Ingo Froböse rät dazu, dem Stress einfach davonzulaufen.

eher als zusätzlicher Stressfaktor wahrgenommen.

Wer also gerne Rad fährt, sollte sich aufs Fahrrad schwingen. Wer damit nichts anfangen kann, schnürt lieber die Laufschuhe oder geht einfach spazieren.

Für Sportanfänger gilt allerdings: sie sollten es mit der Belastung nicht überreiben und ihrem Körper nicht zu viel zumuten. Das fördert die Gesundheit dann nicht, sondern schadet ihr sogar, sagt Tobias Mischo von der Deutschen Hochschule für Prävention und Gesundheitsmanagement. Um einen perfekten Mittelweg zu finden, helfen einige Re-

geln. Bei Ausdauersport wie Joggen, Nordic Walking oder Radfahren gilt: Einsteiger sollten die Intensität so wählen, dass sie sich während des Sports noch unterhalten können, ohne außer Atem zu kommen.

Möchte man mit dem Sport seine Gesundheit fördern, fühlt sich das Training im Idealfall „etwas anstrengend“ an, also nicht zu leicht, aber auch nicht zu schwer. Für einen nennenswerten gesundheitlichen Effekt sollte mindestens an drei Wochentagen trainiert werden, empfiehlt Mischo. Dann bleiben noch genügend Ruhetage für die Regeneration. dpa

Ostern in der KurOase Bad Wörishofen

Die KurOase im Kloster in Bad Wörishofen gilt als Ursprungsort der Kneipp-Kur. Im anliegenden Dominikanerinnenkloster lebte und wirkte Sebastian Kneipp von 1855 bis 1897. Während seiner Tätigkeit als Beichtvater und Hausgeistlicher des Ordens verfeinerte er sein Wissen über die Heilkraft des Wassers – und entwickelte auf der Grundlage dieser

wegweisenden Erkenntnisse seine weltberühmte Gesundheitslehre, die „fünf Säulen der Gesundheit“. 1859 erbaute Kneipp zudem ein Badehäuschen im Kreuzgarten des Klosters, in welchem er seine Lehre praktizierte. Noch heute erinnert ein Brunnen an den berühmten Ort, an dem der „Wasserdoktor“ einst hunderte Patienten behandelte.

Das Erbe Sebastian Kneipps führt die KurOase im Kloster als individuelles Gesundheitshotel detailgetreu fort. Sie versteht sich bis heute als Ort der Gesundheit für Körper und Geist.

Mit geistlicher Begleitung

Vom 29. März bis zum 5. April bietet die KurOase ihren Gästen eine besondere Auszeit: Sie können Ostern am Original-Wirkungsort Kneipps verbringen und in klösterlicher Atmosphäre entspannte Tage genießen. Das Besondere: Kolping-Präses Wolfgang Kretschmer wird das Arrangement geistlich begleiten. Das Osterfest und die Osterliturgie feiern die Gäste im barocken Schwesternchor, der die Handschrift von Dominikus Zimmermann trägt. Im gepflegten Klostergarten stimmen die ersten Frühlüher



▲ Eine Oase der Ruhe und Erholung: wo einst der „Wasserdoktor“ Sebastian Kneipp wirkte, profitieren die Menschen noch heute von seinem Wissen. Foto: KurOase

auf die kommende warme Jahreszeit ein und die Original Kneipp'schen Anwendungen bringen körperliches Wohlbefinden. Für die kulinarische Verpflegung sorgen die feinen Leckerbissen des Küchenchefs. Eine Wohltat nach dem langen Corona-Winter!

Das Osterangebot kann ab sofort gebucht werden. Die KurOase im Kloster ver-

fügt über ein ausgezeichnetes Hygienekonzept, passt sich flexibel den jeweils geltenden Corona-Bestimmungen an und ermöglicht kostenfreie Stornierungen bis zu drei Tage vor Anreise.

Informationen

Internet: www.kuroase-im-kloster.de
Telefon: 082 47/96 23-0

KurOase im Kloster
Das Original Kneipp-Hotel



Ostern im Kneipp-Hotel

Feiern Sie das **Osterfest im barocken Schwesternchor** und erleben Sie gemeinsam mit **Präses Kretschmer** eine besondere Auszeit in **klösterlichem Ambiente**.

- 7 Übernachtungen im DZ
- Verwöhn-Vollpension
- Ostereiersuche und einige Überraschungen
- 2 Kneipp-Anwendungen

vom 29.3. – 5.4.2021

849,- € p. P. zzgl. Kurtaxe

Wir
freuen
uns auf
Sie!

KurOase im Kloster GmbH | 86825 Bad Wörishofen
Tel. 08247 96230 | www.kuroase-im-kloster.de

Was wie eine Uhr aussieht, kann im Ernstfall für schnelle Hilfe sorgen: der Hausnotruf-Knopf der Johanniter. Noch bis Ende März kann er bei Interesse kostenfrei getestet werden.



Foto: Johanniter

Sicherheit für Zuhause

Bis ins hohe Alter ein aktives und selbstständiges Leben in der gewohnten häuslichen Umgebung führen – das wünschen sich die meisten Menschen. Ein Hausnotruf kann dabei unterstützen.

Hausnotruf-Expertin Regina Bamgratz weiß, wann eine Unterstützung durch den Hausnotruf sinnvoll sein kann: „Oft ist erst ein Sturz der Anlass, über Hilfsmittel wie einen Rollator oder einen zusätzlichen Griff am Wannenrand nachzudenken. Auch ein Hausnotruf kann eine sinnvolle Anschaffung sein, die ohne großen Aufwand die Sicherheit in den eigenen vier Wänden erhöht.“

Für die Einschätzung, wann ein Hausnotruf sinnvoll sein kann, rät Bamgratz zur Beantwortung folgender Fragen:

- Lebe ich allein in meiner Wohnung und fühle mich unsicher?
- Habe ich Schwierigkeiten beim Gehen, zum Beispiel durch eine dauerhafte oder zeitweilige körperliche Einschränkung, durch Schwindel, Schwäche oder durch Gleichgewichtsstörungen?
- Leide ich an einer chronischen Krankheit, die mich im Alltag einschränkt oder

unsicher werden lässt, wie Epilepsie, Asthma, Diabetes mellitus oder Multiple Sklerose?

- Hatte ich bereits einen Schlaganfall oder einen Herzinfarkt?
- Bin ich in meiner Wohnung schon einmal gestürzt?

Werden einige der aufgeführten Fragen mit „Ja“ beantwortet, macht es Sinn, über einen Hausnotruf nachzudenken. „Noch bis zum 31. März besteht die Möglichkeit, den Johanniter-Hausnotruf vier Wochen lang gratis zu testen“, erklärt die Expertin.

Bei anerkannter Pflegebedürftigkeit ist eine volle Kostenübernahme für die Basisleistungen möglich. Der Hausnotruf ist von den Pflegekassen als Pflegehilfsmittel anerkannt und stellt eine haushaltsnahe Dienstleistung dar. Die Kosten können von der Steuer abgesetzt werden.

Hinweis

Weitere Informationen gibt es unter der gebührenfreien Servicenummer 0800/32 33 800 oder im Internet: www.johanniter.de/hausnotruf-testen.

Frühjahrsputz für das Fahrrad

Kurz vor Frühlingsstart ist die beste Zeit, das Fahrrad aus dem Keller zu holen und wieder flott zu machen. Der Presdienst Fahrrad gibt Tipps, wie das Rad für den ersten Ausflug im Jahr fit gemacht wird.

• **Fahrrad putzen:** Für größeren Dreck empfehlen die Experten Handfeger oder Bürste, für schwer zugängliche Stellen eignet sich auch eine alte Zahnbürste. Anschließend das Rad mit lauwarmem Wasser und einem Lappen reinigen. Spezielle Fahrradreiniger können dabei helfen, hartnäckige Verschmutzungen zu entfernen. Auf keinen Fall sollte ein Hochdruckreiniger zum Einsatz kommen! Dieser kann Schmutz und Feuchtigkeit in die Lager pressen und dadurch beschädigen.

• **Kette:** Die Kette am besten einfach durch einen trockenen Lappen laufen lassen. Für größere Verschmutzungen eignen sich spezielle Kettenbürsten. Ist

die Kette vom Schmutz befreit, wird sie anschließend mit Kettenöl geschmiert.

• **Mantel:** Sind Risse am Mantel sichtbar, sollte dieser ausgetauscht werden. Auch Felgen und Spannung der Speichen sollten kontrolliert werden. Vor dem Ausflug die Reifen richtig aufpumpen. Wie viel Luft der Reifen verträgt, steht in der Regel auf dem Mantel.

• **Bremsen:** bei Felgenbremsen zeigen Kerben in den Bremsklötzen, ob noch Reserven vorhanden sind. Falls nicht, müssen diese gewechselt werden. Bei Scheibenbremsen sollte der Bremsbelag mindestens einen Millimeter dick sein.

• **Licht und Schraubverbindungen:** Neben einem Funktionstest der Lichtanlage sollten auch die Leitungen und Kontakte gecheckt werden. Schraubverbindungen an wichtigen Bauteilen sollten auf ihren richtigen Sitz hin überprüft und gegebenenfalls nachgezogen werden. *dpa*

Kräutergeist mit Tradition

Schon in den Gärten der Germanen wurden verschiedene Kräuter kultiviert und als Medizin verwendet. Mit den römischen Soldaten kamen weitere Kräuterarten hinzu. Vor allem den Mönchen des Benediktinerordens ist in der Folge die weitere Entwicklung der heimischen Kräuterkunde zu verdanken. Sie fühlten sich dazu berufen, den Armen und Kranken zu helfen, und eigneten sich ein umfangreiches Wissen um natürliche Heilmittel an. So entstanden in den Klöstern große Heil- und Kräutergärten – auch, um so manchen Kräutergeist daraus zu brauen.

In der Benediktinerabtei Schweiklberg bei Vilshofen in Niederbayern ist diese

Tradition bis heute lebendig. Seit 1922 wird dort aus Muskat, Zimt, Nelken, Wacholder, Enzian, Kalmus, Ginseng, Melisse und Zitrone der bewährte Schweiklberger Kräutergeist hergestellt.

Das Heilkräuter-Destillat hat sich bei zahlreichen Beschwerden bewährt. Es wird auf einem Stück Zucker, mit Wasser verdünnt oder in heißem Tee eingenommen. Der Geist hilft bei Übelkeit und Erschöpfung, fördert die Verdauung und wirkt beruhigend bei Husten und Heiserkeit. Äußerlich angewendet ist er zudem wirkungsvoll bei Muskel- und Gelenkschmerzen. Auf Stirn und Schläfen verrieben wirkt er erfrischend und wohltuend. *oh*

Sicherheit auf Knopfdruck.
Der Johanniter-Hausnotruf.

Jetzt bestellen!
johanniter.de/hausnotruf-testen
0800 32 33 800 (gebührenfrei)

Jetzt 4 Wochen gratis testen und Preisvorteil sichern!*

JOHANNITER

*Gültig vom 15.02.2021 bis 31.03.2021.

Schweiklberger Geist
Der altbewährte Kräutergeist

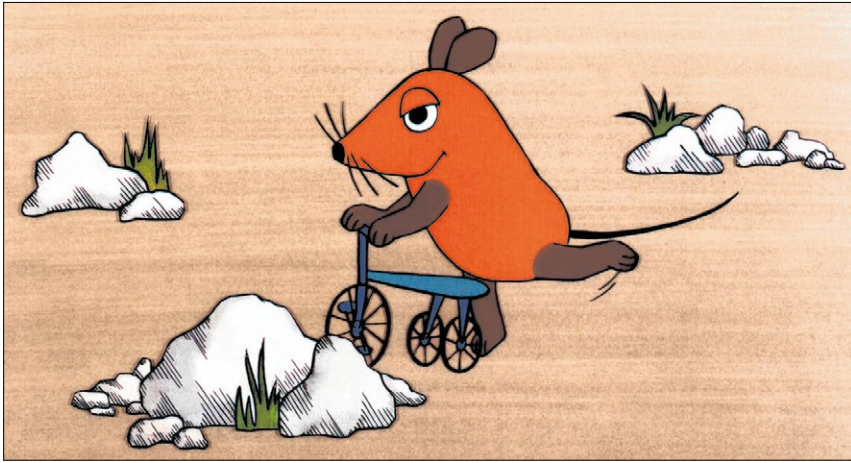
INNERLICH
1 bis 3 Teelöffel auf Zucker, mit Wasser verdünnt oder in heißem Tee wirken schnell und wohltuend bei Übelkeit und Erschöpfung. Verdauungsfördernd bei Völlegefühl und beruhigend bei Husten und Heiserkeit.

ÄUSSERLICH
Bei äußerlichem Gebrauch verwendet man den Geist unverdünnt zur Pflege von Muskeln und Bindegewebe. Beim Verreiben auf Stirn und Schläfen wirkt der Geist erfrischend und wohltuend.

Schweiklberger Geist KENNER schwören drauf

Hergestellt in der Benediktiner-Abtei Schweiklberg in Vilshofen

Bestellung und Verkauf:
Benediktiner-Abtei Schweiklberg · 94474 Vilshofen
Telefon (08541) 209-183 · Telefax 209-219
E-Mail: geistbetrieb@schweiklberg.de



▲ Probleme mit kreativen Lösungen, Erklärungen für Geheimnisse des Alltags: Seit 1971 gehört die „Sendung mit der Maus“ einfach zur Kindheit dazu.

Vor 50 Jahren

Lach- und Sachgeschichten

Die „Sendung mit der Maus“ begeht ein rundes Jubiläum

Sie ist das schlaueste Nagetier der Welt, unverwechselbar durch ihr Augenklimpern, ihre Trippelschritte und ihre oranges Fell: Seit einem halben Jahrhundert löst die Maus für Generationen von Kindern und Junggebliebenen jeden Alters die Rätsel des Alltags. Etwa, wie die Streifen in die Zahnpasta und die Löcher in den Käse kommen.

Am 7. März 1971 flimmerte die Maus zum ersten Mal über die deutschen Bildschirme. Die Sendung stieß in eine Marktlücke, damals existierte schlichtweg noch kein speziell konzipiertes deutsches Kinderprogramm. Ab 1969 sorgte das neue US-amerikanische Konzept „Sesamstraße“ für Aufsehen – so etwas wollten die deutschen Programmplaner auch haben. Beim WDR bevorzugte man aber das Format eines Magazins von 30 Minuten. Die Einzelbeiträge sollten Kinder nicht überfordern.

Jeder Maus-Fan kennt zwei der „Gründungsväter“: Armin Maiwald und Christoph Biemann mit seinem grünem Pullover als Markenzeichen. Weniger bekannt ist der eigentliche Erfinder der Sendung, Gert Müntefering, damals WDR-Familienprogrammchef. Ihnen ging es nie um Pädagogik, sondern um Neugier und das dramaturgisch geschickte Erzählen.

Anfangs hieß die Sendung noch trockenen „Lach- und Sachgeschichten für Fernsehanfänger“. Überleitungen zwischen den Beiträgen fehlten. In der ersten Folge spazierte eine Maus durch einen Einkaufsladen. Kurzerhand wurde das Tier aus der Feder der Illustratorin Isolde Schmitt-Menzel als „Moderator“ rekrutiert und vom Schweizer Trickfilmer Friedrich Streich

animiert. Das Augenklimpern entstand durch Kastagnetten. Zur ersten Sendung gehörte auch die markante Titelmelodie von Hans Posegga.

Von Anfang an liebten Kinder die Sendung. Heute liegt das Durchschnittsalter der Zuschauer bei 40 Jahren! Seit 1975 wird die Maus vom blauen Elefanten begleitet, seit 1987 gehört auch eine gelbe Ente zum Team. In den „Lachgeschichten“ wurden Trickfilme gezeigt, etwa „Der kleine Maulwurf“, „Käpt'n Blaubär“ oder „Shaun, das Schaf“.

Als besonders wertvoll gelten die „Sachgeschichten“. In Alltagstechnik, Wissenschaften oder Geschichte gibt es nichts, was die Maus nicht erklären könnte, manchmal auch in Sondersendungen (etwa die „Nachkriegsmaus“). Das Geheimnis hinter Armin Maiwalds Kommentar-Stil im flapsigen Plauderton: Er spricht die Texte ohne Manuskript, spontan wie ein Sportreporter. Wie entsteht ein Airbus, wie eine Feuerwehdrehleiter? Alles im Prinzip kinderleicht. Eine antike Legion wird mit Playmobil-Römern nachgestellt. Sogar der Aufbau der Papst-Gewänder war schon Thema.

Zum 25. Jubiläum widmete Stefan Raab der Maus einen Song, der es auf Platz 2 der deutschen Charts schaffte. 2014 und 2018 nahm Astronaut Alexander Gerst Stoffmäuse mit auf die ISS und moderierte die Sondersendung „Ein Mastronaut im All“. Die Maus – zu sehen in 100 Ländern – erhielt zahlreiche Auszeichnungen: etwa den Grimme-Preis, die Goldene Kamera und 1991 den „Preis der beleidigten Zuschauer“ – weil die Maus an einigen Sonntagen Sportübertragungen weichen musste!

Michael Schmid

Historisches & Namen der Woche

6. März

Fridolin von Säckingen



Ein „Attentat“, das keines war, geschah 1901 in Bremen: Als Kaiser Wilhelm II. die Stadt besuchte, wurde er durch ein Eisenstück leicht verletzt, das der Werftarbeiter Johann-Dietrich Weiland nach ihm geworfen hatte. Der wegen Epilepsie für unzurechnungsfähig erklärte Täter kam in die Irrenanstalt.

7. März

Perpetua und Felizitas

Vor 75 Jahren wurde in der sowjetischen Besatzungszone die Gründung der Freien Deutschen Jugend (FDJ) bekanntgegeben. Die kommunistische Organisation bestimmte die Freizeit von Jugendlichen ab 14 Jahren und sollte sie zu sozialistischen Persönlichkeiten formen. Die Mitgliedschaft war freiwillig. Wer aber nicht dabei war, musste mit Nachteilen rechnen.

8. März

Johannes von Gott

Beim „Boxkampf des Jahrhunderts“ hatte Muhammad Ali 1971 seine Kraft überschätzt: Eigentlich wollte er den Gegner Joe Frazier zu unüberlegten Aktionen provozieren und als Amateur dastehen lassen. Jener aber schickte ihn in der 15. Runde zu Boden. Der Kampf beendete die Rivalität zwischen den bisher ungeschlagenen Boxern.

9. März

Franziska von Rom

Um der Bevölkerung, den Heimatvertriebenen und verschleppten

Zwangsarbeitern besser helfen zu können, ernannte Papst Pius XII. vor 70 Jahren Alois Muench zum Apostolischen Nuntius in Deutschland. Die Deutschen fühlten sich von dem US-amerikanischen Bischof und Auswanderer verstanden. Muench soll auch in der Besatzungspolitik vermittelt haben.

10. März

Emil, Gustav, Johannes Ogilvie

Vorgeblich um Verbrechern die Verhüllung zu erschweren, verbot die spanische Regierung 1766 in Madrid ihren Bürgern, den runden, breitkrepmpigen Hut und den langen Mantel zu tragen. Sie fand die Kleidung altmodisch. 13 Tage später löste die Wut des Volks den „Madrider Hutaufstand“ aus (Foto unten).

11. März

Rosina

Bei Kindern ist er beliebt für seine Bilder und Erzählungen – vor allem die Tigerente (Foto).



Unter Erwachsenen ist Janosch für sein Wettern gegen die katholische Kirche umstritten. Der deutsche Illustrator, Kinderbuchautor und Schriftsteller wird nun 90 Jahre alt.

12. März

Beatrix, Fina, Almut

Berühmt wurde Liza Minelli durch das Filmmusical „Cabaret“. Dank ihrer Stimme und dem unverkennbaren Aussehen wurde die US-Amerikanerin eine der glamourösesten Legenden in Schauspiel und Gesang. Vor 75 Jahren kam Minelli zur Welt.

Zusammengestellt von Lydia Schwab



▲ Der Maler José Martí y Monsó zeigte 1864 in einem Gemälde, wie Menschen zum Austausch des „altmodischen“ Gewands gezwungen wurden. Reformen wie diese unsinnige Kleidervorschrift und eine Brotkrise hatten die Menschen 1766 gegen König Karl III. und seinen Minister Marqués de Esquilache aufgebracht.

SAMSTAG 6.3.

▼ Fernsehen

17.25 RBB: **Unser Leben.** Brauchen wir den Frauentag? Der 8. März ist in Berlin gesetzlicher Feiertag. Manche regt das auf.

▼ Radio

18.05 DKultur: **Feature.** Graben nach Gott. Bibel und Politik in Israel. Die Tätigkeit von Archäologen wird politisch instrumentalisiert.

SONNTAG 7.3.

▼ Fernsehen

☉ **10.00 BR:** **Katholischer Gottesdienst** aus der Pfarrei St. Christoph in Ingolstadt. Zelebrant: Pfarrer Georg Brenner.

☉ **10.50 BR:** **Zeit und Ewigkeit.** Gedanken zur Fastenzeit mit Abt Johannes Eckert OSB.

☉ **18.50 3sat:** **Die Schneekönigin.** Märchenfilm, D 2014.

▼ Radio

7.05 DKultur: **Feiertag.** Vor den Menschen liegen Leben und Tod. Mit Jesus Sirach die Zeichen der Zeit deuten.

8.35 DLF: **Am Sonntagmorgen.** Zachäus und ich.

Evangelium der Anerkennung. Von Susanne Krahe (evang.).

10.05 DLF: **Katholischer Gottesdienst** aus der Pfarrkirche St. Nicolai in Lippstadt. Zelebrant: Pfarrer Thomas Wulf.

MONTAG 8.3.

▼ Fernsehen

19.40 Arte: **Arm auf Mallorca.** Reportage über Armut auf der Ferieninsel.

▼ Radio

6.35 DLF: **Morgenandacht.** Martin Wolf, Mainz (kath.). Täglich bis einschließlich Samstag, 13. März.

10.00 Horeb: **Lebenshilfe.** Zum internationalen Frauentag: Die Sklaverei vor unserer Haustüre – Deutschland als Paradies für Menschenhändler.

DIENSTAG 9.3.

▼ Fernsehen

11.45 Arte: **Stätten des Glaubens.** Die Kathedrale des seligen Basilus.

22.15 ZDF: **37 Grad.** Unser verrücktes Jahr. Kleinunternehmen in der Pandemie.

▼ Radio

19.15 DLF: **Das Feature.** Forever Fukushima. Zehn Jahre nach der Katastrophe. Von Julia Shimura und Yu Minobe.

20.30 Horeb: **Credo.** Seelsorgesprechstunde: Geist und Seele. Mit Dr. med. Boris Wandruszka, Facharzt für Psychosomatische Medizin.

MITTWOCH 10.3.

▼ Fernsehen

10.30 BibelTV: **Alpha und Omega.** Abschied mit Abstand – Wenn Menschen an Corona sterben. Talk.

☉ **19.00 BR:** **Stationen.** Warum in die Ferne schweifen? Die Nachbarschaft neu entdecken – seit Monaten das Gebot der Stunde.

▼ Radio

20.30 DLF: **Lesezeit.** Raphaela Edelbauer liest aus und spricht über ihren Roman „DAVE“. Teil 2 am 17. März.

21.30 DKultur: **Alte Musik.** In Erstaunen gesetzt. Bachs Kurzmessen und ihre frühe Rezeption nach 1800.

DONNERSTAG 11.3.

▼ Fernsehen

20.15 Arte: **Die Nordsee von oben.** Doku über Städte und Inseln.

☉ **21.45 HR:** **Bloß durchhalten.** Selbstständige trotz Corona. Reportage.

▼ Radio

14.00 Horeb: **Spiritualität.** Der Wallfahrtsort Hülfensberg.

19.30 DKultur: **Zeitfragen. Feature.** Das unausgeglichene Universum. Auf der Suche nach der verschwundenen Antimaterie.

FREITAG 12.3.

▼ Fernsehen

☉ **12.05 3sat:** **Stift Seitenstetten.** Im himmlischen Garten des Mostviertels.

20.15 Arte: **Leben über Kreuz.** Tragikomödie über zwei Paare, von denen jeweils einer nierenkrank ist und auf eine Organspende hofft.

▼ Radio

20.05 DLF: **Das Feature.** Ein Tag in Kesselstadt. Eine Rekonstruktion des Terroranschlags in Hanau.

21.40 Horeb: **Komplet.** Mit Pater Andreas Pohl, Wallfahrtsseelsorger.

☉: Videotext mit Untertiteln

Für Sie ausgewählt



Erste Lektion: die richtige Haltung

Frank Lehmann (Michael A. Grimm) hängt durch. Er wurschtelt sich als Aushilfspförtner durchs Leben und hat jeden Ehrgeiz verloren, was ihm von seiner Frau und der pubertierenden Tochter auch ständig unter die Nase gerieben wird. Doch dann entdeckt er in der Komödie „**Tanze Tango mit mir**“ (ARD, 10.3., 20.15 Uhr, mit Untertiteln) das Tanzen für sich – und nimmt, angeleitet von Lehrerin Maresa (Kara Wenham), Haltung an. Schon bald steckt er jede freie Minute in den Tango, verheimlicht das aber vor der Familie. Die jedoch weiß, dass ihm der Arzt nach einem Herzinfarkt Schonung verordnet hat.

Foto: BR/die film gmbh/Hendrik Heiden



Auf Zeitreise mit der Maus

Die Maus wird 50! Seit der ersten Ausgabe der Lach- und Sachgeschichten im März 1971 erklärt sie Jung und Alt die Dinge des Lebens, bringt Kinder und auch Erwachsene zum Staunen und zum Schmunzeln. In der Show „**Frag doch mal die Maus**“ (ARD, 6.3., 20.15 Uhr, mit Untertiteln) feiert Eckart von Hirschhausen das Jubiläum mit den schönsten Erinnerungen aus 50 „Maus“-Jahren und den besten Kinderfragen zu Geschenken, Feiern und Torten. In der Jubiläumsausgabe der „**Sendung mit der Maus**“ (ARD, 7.3., 9 Uhr) machen die Moderatoren eine Reise in die Zukunft.

Foto: WDR/Annika Fusswinkel

Der harte Alltag der Ordnungshüter

Wie viel Spaß macht es noch, heutzutage Polizist zu sein? Dieser Frage geht die Dokumentation „**Die Polizei – Helden oder Deppen der Nation?**“ (WDR, 11.3., 22.45 Uhr, mit Untertiteln) nach. Zwar steht die Mehrheit der Deutschen immer noch hinter den Ordnungshütern. Ihr Dienst-Alltag aber ist wesentlich rauer und härter geworden. Polizisten sind bei ihren Einsätzen immer öfter mit Gewalt konfrontiert, werden angepöbelt, bespuckt, nicht mehr respektiert. Wer also ergreift heute noch den Beruf des Polizisten, der viel fordert, aber schlecht bezahlt wird? Welche Voraussetzungen müssen die Anwärter mitbringen, und wie werden sie vorbereitet?

Senderinfo

katholisch1.tv

im Internet www.katholisch1.tv,
Satellit Astra: augsburg tv (Senderkennung „a.tv“), sonntags 18.30 Uhr; TV Allgäu (Senderkennung „Ulm-Allgäu“), sonntags 19.30 Uhr.

Radio Horeb

im Internet www.horeb.org; über Kabel analog (UKW): Augsburg 106,45 MHz; über DAB+ sowie Satellit Astra, digital: 12,604 GHz.



Ihr Gewinn

Kreativer Unterrichtsstoff

Herz, Leber und Niere – wo gehören sie hin? Mit dem neuen Anatomiepuzzle von PlayMais lernen Kinder ab fünf Jahren spielerisch den menschlichen Körper kennen: Mit den bekannten bunten Elementen aus Maisstärke können sie die Organe und Körperteile bekleben. Aneinander gefügt ergeben die Puzzle Teile ein Bild vom Innenleben des Menschen. Welche Lebensmittel besonders gesund sind, zeigt die Ernährungspyramide. Hier können Getränke, Gemüse, Obst, Fisch, Fleisch oder Süßigkeiten nachgebildet und an der richtigen Stelle platziert werden.

Wir verlosen je drei Pyramiden und Anatomiepuzzle (ohne Playmais). Wer gewinnen will, schickt eine Postkarte oder E-Mail mit dem Lösungswort des Kreuzworträtsels, seiner Adresse und der gewünschten Version „Pyramide oder Anatomie“ an:

Katholische Sonntagszeitung bzw. Neue Bildpost
 Rätselredaktion
 Postfach 11 19 20
 86044 Augsburg
 E-Mail: redaktion@suv.de

Einsendeschluss:
 10. März

Über das Schal-Set aus Heft Nr. 7 freuen sich:
Annemarie Mösbauer
 92559 Winklarn.
Wendelin Regau,
 86551 Aichach,
Wilhelm Vögele,
 86862 Dillishausen.

Den Gewinner aus Heft Nr. 8 geben wir in der nächsten Ausgabe bekannt.

Sonderrecht, Vorrecht	Türsicherung	japanisches Heiligtum	zuerst, vorab	im Stil von (franz.)	kanadischer Wapitihirsch	franz. Departementst.	Fragewort	englisch: und	Gerippe	Speisefisch
						schwed. Königsgeschlecht	4			
int. Normungsorganisation				helles englisches Bier		Frauenname				
	8			Klops						
kleine Fruchtart		Wattebausch für Ärzte				Fluss zur Nordsee		Stichwaffe		Ruhepause
französisch: Sommer										
			3			Int. Luftfahrtorgan. (Abk.)				1
gewitzt	Teil des Films		eh. Kfz-K. Lüdenscheid							
Fußballclub in Bochum						dauernd	eine Spitzenklöppeltechnik		gelangweilt	6
Schlaufe					englische Schulstadt	Not-signale	engl. Abk.: Limited Edition	flüssiges Fett		poetisch: Glanz
	9		Fluss durch Budapest		frühreif, klug tuend				5	
verrückt		Ruderlager				US-Bürgerrechtler, † 1968		Initialen des Autors Lenz		
Lautstärkemaß					ein Mainzelmännchen	Tragebehälter				
persönlicher Einsatz		Kfz-K. Kanton Genf		ein-stellige Zahl				Schliff im Benehmen (franz.)		
				2					Kfz-K. Osnabrück	
Sinfonie Beethovens					7		weibliche Ziege			

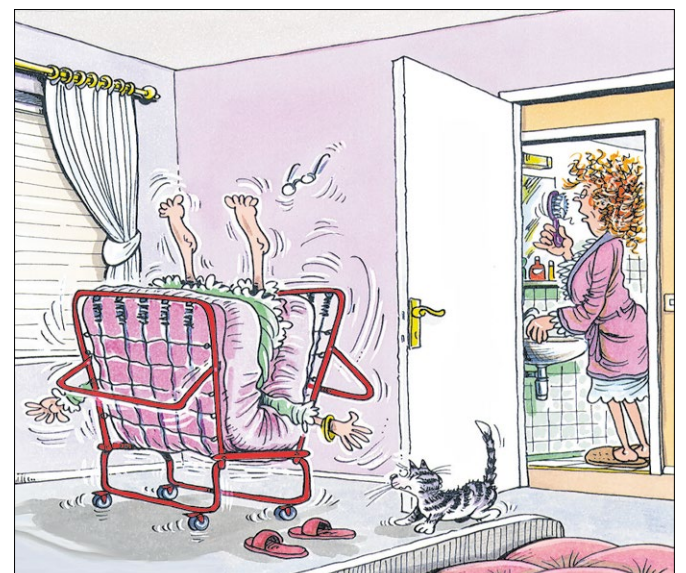
1	2	3	4	5	6	7	8	9
---	---	---	---	---	---	---	---	---

Lösung aus den Buchstaben 1 bis 9:
Signal wechselnder Jahreszeit
 Auflösung aus Heft 8: **KAFFEE TASSE**

	M	G		L				B				
A	D	L	E	R		R	U	D	E	R	E	R
L	O	T	S	E		A	R	O	S	A		U
C		S	T	A	R	K		E	S	T	E	
O	H	N	E					R	U	I	N	
		N						D	A	R	R	E
	A	B	I					T	Y	T		
	T	R	E					T	E	N	T	
D	R	A	N					E	M	S		
	I	U		L	P	I		I	L			
A	U	S	D	A	U	E	R	O	R	C	A	
	M	E		M	R	E	K	L	A	M	E	
				B	E	E	F	M	I	T	U	
C	H	A	R	L	I	E		V	I	F		
F	A	N	A	L		K	U	L	I	S	S	E
B		V	E	N	T	I	L	A	T	O	R	

„Ehe ich es vergesse, Tante Mechtild... Die Scharniere vom Klappbett müssen hörbar einrasten, bevor du dich hineinlegst.“

Illustrationen: Deike/Jakoby



Erzählung

Die Geschichte einer Uhr

Bei unseren häufigen Besuchen meines ledigen Patenonkels Kurt fiel es meiner Frau und mir auf, dass er unter altersbedingten Problemen zu leiden begann. Er selber lachte: „Mir geht es wie meiner alten Wanduhr. Es fallen die ersten Bausteine an.“ Seine geliebte Uhr hatte der spröde Hagestolz kurz nach der Wende auf einem Polen-Markt am jenseitigen Oderufer gekauft. Er hatte nicht lange gefeilscht, denn diese Uhr erinnerte ihn an seine Kindheit im Riesengebirge.

Bei unserem letzten Besuch fragte er uns scherzhaft, ob auch Uhren an Alzheimer erkranken könnten. Auf unsere stumme Frage zählte er uns lächelnd und traurig zugleich die „Symptome“ seiner Uhr auf: „Jeden Abend schlägt sie schon um halb acht Uhr die volle Stunde. Manchmal „vergisst“ sie, überhaupt zu schlagen. Etwa zehn Tage lang geht sie vor, dann wieder eine Woche lang nach. Unser Uhrmacher hat sie schon gründlich untersucht, so wie mein Hausarzt meine Wehwehchen prüft – aber ohne großen Erfolg.“

Als dann bei unserem letzten Besuch das dünne Seil unter der Last eines der zwei Uhr-Gewichte riss, krachend auf dem Parkettboden aufschlug und dort eine eindrucksvolle Narbe hinterließ, fassten wir einen Entschluss. Trotz Onkel Kurts

Protest nahmen wir den altersschwachen Chronometer zur Reparatur beim besten Uhrmacher unserer Stadt mit.

Der war vor allem vom „Innenleben“ der alten Uhr begeistert. Er wusste aber auch, wo sie gebaut worden war und versprach uns, diesem Patienten zu einer Verjüngungskur zu verhelfen. Der Kostenvoranschlag fiel entsprechend hoch aus. Aber das war uns Onkel Kurt allemal wert. Die Reparatur dauerte so lange wie eine intensive ärztliche Behandlung.

Schließlich konnten wir sie nach einem zweiwöchigen Probelauf endlich abholen. Der Meister schien sich gar nicht von ihr trennen zu können. Bei der Übergabe murmelte er: „Bei aller Kollegialität muss ich sagen, der Uhrmacher Ihres Onkels hat das schöne Ding fast ein bisschen kaputt repariert.“

Umso gespannter lieferten wir tags darauf die Uhr bei Onkel Kurt ab. Voller Dankbarkeit trank er mit uns einen edlen Tropfen auf das hoffentlich noch lange Leben seiner geliebten Uhr. Und er versprach, uns beim nächsten Mal über das Reparaturergebnis zu berichten.



Das tat er dann auch: „Ja, also die gute Uhr tickt jetzt leiser und stört nicht mehr mein Mittagsschläfchen. Sie hat einen harmonischeren Klangton und sie geht nur noch ab und zu etwas vor. Die Gewichte hängen an viel dickeren Seilen. Die werden nie mehr reißen. Und vor jedem Schlagen hört man nicht mehr diesen Ton, der so klingt, als ob jemand einen Asthma-Anfall bekommt.“

„Ja und nun?“ fragten wir etwas unsicher. Da verjüngte ein breites Lachen Onkel Kurts Gesicht: „Ich habe festgestellt, dass meine nicht mehr perfekte Uhr jetzt richtig zu mir passt. Viel besser als vorher. Mein Arzt kann mich ja auch nicht mehr komplett reparieren.“

Eurem Stadt-Uhrmacher bin ich jedoch noch aus einem anderen Grund besonders dankbar: Er hat ja festgestellt, dass meine Uhr eine französische Contoise ist, also dass sie aus der alten Freigrafschaft Burgund stammt. Und damit hat er mich zu einem Namen für meine Uhr inspiriert: weil Contoise so ähnlich wie comtesse klingt, nenne ich sie meine schöne Gräfin – ma belle comtesse.“

Text: Peter Tamme;
Foto: gem

Sudoku

7	4	2			5	8
1	5	8		9	7	
6	8	3		9	1	
5			3	6	1	2
3	9		1	4		5
8		9		5	4	7
4		3	9	8	2	1
9	8	6		7	4	3
7	2	1	4	8		

Zahlen von 1 bis 9 sind so einzutragen, dass sich jede dieser neun Zahlen nur einmal in einem Neunerblock, nur einmal auf der Horizontalen und nur einmal auf der Vertikalen befindet.

Oben: Lösung von Heft Nummer 8.

6	2		3			1		
7	9			8				3
	1		6		4			2
	4	7			3			
				6	5			1
		2				3	7	5
			8	3	6	7		2
8		9						6
			9			8	5	3





Hingesehen

Die Stabkirche Stiege wurde vor rund 120 Jahren in einem Wald im Oberharz im skandinavischen Stil erbaut. Bürger wollen das inzwischen halb verfallene Kirchlein jetzt abbauen und im Ort Stiege neu aufstellen. Der Umzugsbeginn ist für den 11. März geplant. Die Kapelle steht derzeit auf dem Gelände der 1897 eröffneten Lungenheilstätte „Albrechtshaus“, von der heute nur noch Ruinen übrig sind. Bis Ende August soll sie mit ihren 150 Sitzplätzen wieder aufgebaut werden – als Ort für Trauungen und als kulturelle Begegnungsstätte. *epd/red*

Wirklich wahr

Die bundesweite Initiative „Beten für Bischöfe“ wird am 6. März ein Jahr alt und sucht weitere Mitbeter, die für die 68 deutschen Bischöfe und Weihbischöfe als Gebetspaten aktiv werden wollen. Bisher gibt



Schwaderlapp entstanden, sagt Langen: „Er sagte eher nebenbei, dass es doch schön wäre, wenn alle deutschen Bischöfe Gebetspaten hätten.“

Wer für welchen Bischof oder Weihbischof betet, ist übrigens kein Wunschkonzert, sondern wird neutral ausgelost und zugeteilt, damit alle Bischöfe gleichermaßen bedacht werden. Interessenten können Claudia Langen per Mail unter betenfuerbischoefe@gmail.com erreichen. *KNA*

es rund 1850 Patenschaften, also etwa 27 pro Bischof, erläutert Initiatorin Claudia Langen: „Wir freuen uns aber auf noch viele weitere Beterinnen und Beter.“

Die Idee sei 2020 bei einem Gespräch mit dem Kölner Weihbischof Dominikus

Zahl der Woche

7,3

Millionen Kinder und Jugendliche in Deutschland müssen wegen des Corona-Lockdowns auf Sport in ihrem Verein verzichten. Gut die Hälfte aller Mädchen und Jungen im Alter von 0 bis 18 Jahren waren Anfang 2020 Mitglied in einem Sportverein, teilte das Statistische Bundesamt mit. Am größten ist der Anteil bei den Sieben- bis unter 15-Jährigen: In dieser Gruppe sind 70,5 Prozent der rund 5,9 Millionen Kinder und Jugendlichen in einem Sportverein angemeldet. Am anderen Ende der Alterspyramide betrifft der Sport-Lockdown vor allem Senioren, die den Sport häufig im Sinne aktiver Gesundheitsprävention betreiben. Von den 22,5 Millionen Menschen in Deutschland, die älter als 60 sind, gehörten 4,7 Millionen (20,8 Prozent) einem Sportverein an.

Seit November 2020 sind Sporthallen und -plätze wieder größtenteils geschlossen, Lockerungen sind derzeit noch nicht in Aussicht. *epd*

Impressum

Katholische Sonntagszeitung für Deutschland

Sankt Ulrich Verlag GmbH
Henisiusstraße 1, 86152 Augsburg
Telefon: 08 21/5 02 42-0
www.katholische-sonntagszeitung.de

Geschäftsführer:
Johann Buchart

Herausgeber:
Sankt Ulrich Verlag GmbH

Redaktion

Chefredakteur: Johannes Müller
Chef vom Dienst: Thorsten Fels

Redaktion:
Dr. Peter Paul Bornhausen,
Victoria Fels (Nachrichten),
Ulrich Schwab, Simone Sitta

Nachrichten:
Katholische Nachrichtenagentur (KNA), Evangelischer Pressedienst (epd), Deutsche Presse-Agentur (dpa), eigene Korrespondenten.

Der Verlag haftet nicht für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos und Ähnliches.

Die Zeitung und alle in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen sind urheberrechtlich geschützt.

Mediaberatung

Astrid Sauerwein (verantwortlich für den Anzeigenteil),
Telefon: 08 21/5 02 42-25
Telefax: 08 21/5 02 42-83

Gültig ist zurzeit die Anzeigenpreisliste Nr. 38 vom 1.1.2021.

Anzeigenschluss: 10 Tage vor Erscheinen

Mediendesign:
Gerhard Kinader
Telefon: 08 21/5 02 42-36

Druck und Repro:
Presse-Druck- und Verlags-GmbH
Curt-Frenzel-Straße 2
86167 Augsburg.

Bankverbindung:
LIGA Bank eG
Konto-Nr. 115800, BLZ 75090300
IBAN DE5175090300000115800
BIC GENODEF1M05



Leserservice, Vertrieb und Marketing

Karola Ritter,
Postfach 11 19 20,
86044 Augsburg
E-Mail: vertrieb@suv.de
Telefon: 08 21/5 02 42-12

Leserservice: 08 21/5 02 42-53
Telefax: 08 21/5 02 42-80

Bezugspreis:
Vierteljährlich EUR 23,55.
Einzelnummer EUR 1,85.
Bestellungen nimmt der Abbonnentenservice entgegen. Abbestellungen sind sechs Wochen vor Quartalsende schriftlich an den Verlag zu richten.

Im Falle höherer Gewalt und bei Arbeitskämpfen besteht kein Belieferungs- oder Entschädigungsanspruch.

Wieder was gelernt

1. Was charakterisiert eine echte Stabkirche, fehlt aber der Stabkirche Stiege?

- A. Vier Stäbe auf dem Dach
- B. Senkrechte Stäbe als Dachstützen
- C. Ein Türgriff in Stabform
- D. Stäbchen-Parkett im Innenraum

2. Was hat die Stabkirche Stiege im offenen Dachstuhl?

- A. Getöpferte Putten
- B. Ein kupfernes Jesuskreuz
- C. Geschnitzte Drachenköpfe
- D. Schmiedeeiserne Teufelsfiguren

Lösung: 1 B 2 C

Foto: Imago/Frank Drechsler, gem

Der gute Sinn des dritten Gebots

In der Sonntagsheiligung tritt die Menschenfreundlichkeit Gottes besonders hervor

In vielen Familien unserer Freunde ist es ganz normal, dass am Sonntag der Haushalt erledigt wird: putzen, waschen, bügeln usw. Irgendwie verständlich: Wenn beide Ehepartner berufstätig sind, müssen diese Dinge ja auch mal erledigt werden.

Das wäre nichts für mich. Obwohl bei uns die Zeit auch oft knapp ist, ist mir der Sonntag wirklich heilig. Da koche ich, und ab und an schalte ich die Waschmaschine ein, ansonsten mache ich am Sonntag einfach nichts, was Hausarbeit betrifft. Das gönnt mir und das ist mir wichtig. Irgendwie habe ich auch noch den Satz im Hinterkopf: „Auf der Sonntagsarbeit liegt kein Segen.“

Mit unseren heranwachsenden Söhnen gibt es da immer wieder mal Diskussionen zu diesem Thema. Sie helfen gern auf dem Bauernhof meines Schwagers mit und in der Landwirtschaft sind manche Sonntagsarbeiten unausweichlich. Gerade jetzt in der Coronazeit sind ihre Freizeitmöglichkeiten sehr begrenzt, da liegt es nahe, anstehende Arbeiten doch auch mal am Sonntag zu erledigen, auch wenn sie nicht dringlich sind.

Das Geschenk der Ruhe

Gleichzeitig hinterfragen sie manchmal meine biblischen Argumente wie zum Beispiel, dass die Schöpfungsgeschichte die Heiligkeit des Sonntags belegt – als ob Gott in sechs Tagen die Welt erschaffen habe, wo es „Tage“ nach unserem heutigen Verständnis damals gar nicht gab; wo doch jedes Kind weiß, dass die Schöpfungsgeschichte als Bild zu verstehen ist! Was hat es da für einen Sinn, den Sonntag zu heiligen und nicht zu arbeiten?

Ich bin froh, dass sich die Kirche immer wieder dafür einsetzt, dass der Sonntag als Ruhetag nicht ganz verlorengeht, auch wenn in vielen Berufsgruppen Sonntags-



▲ Faulenzen ist Gott nicht zuwider – zumindest nicht am Sonntag. Den eineinhalb mal ein Meter großen „Hirtenjungen“ (Schackgalerie, München) malte Franz Lenbach 1860. Foto: gem

arbeit Normalität und ja oft auch notwendig ist.

In der ersten Lesung dieses Sonntags (siehe auf Seite 10) wird das Heiligen des Sabbats als einziges der Zehn Gebote ausführlich erklärt und beschrieben: Der Sabbat ist ein Ruhetag, dem Herrn geweiht, niemand soll arbeiten müssen, auch die Knechte und Mägde nicht.

An der Art der Beschreibung sieht man, wie sehr dieses Gebot auf die Bedürfnisse der Menschen abgestimmt ist. Es soll keine Gängelung oder Freiheitsberaubung sein, sondern eine Hilfe, ein Geschenk, Raum zum Durchatmen geben. Gott kennt seine Menschen, er weiß, was sie brauchen!

Zeit für Gott

Einmal pro Woche braucht der Mensch eine Pause vom Alltag, um Kraft zu schöpfen, sich ohne schlechtes Gewissen wegen anstehender Arbeiten den schönen Dingen zu widmen oder einfach mal zu faulzen.

Einmal pro Woche braucht es Zeit für Gott. Das tut uns gut. Für uns Christen ist das der Tag der

Auferstehung Jesu. Im Gottesdienst können wir Kraft schöpfen, auf dem Altar alles abladen, was wir an Alltagslasten und Sorgen mit uns herumtragen.

Wandeln und Wandlung

Ich muss ehrlich sagen, dass diese Stunde am Sonntag mir nicht nur heilig, sondern lebensnotwendig ist. Viele Bekannte sagen, sie fühlen sich ihrem Gott näher, wenn sie in der Natur unterwegs sind, an einem Wegkreuz oder in der Sonne sitzen. Das sind für mich auch Erlebnisse, die mich über Gottes Schöpfung staunen lassen, wo ich mich ihm ganz nah fühle, genauso wie Gemeinschaftserlebnisse, die in der Pandemie ja leider sehr rar geworden sind.

Aber die Heilige Messe hat für mich unter all den Momenten, in denen ich Gott begegnen kann, eine herausragende Stellung. Dabei ist es für mich sekundär (wenn auch nicht egal), ob die Predigt mich anspricht oder die musikalische Gestaltung schön ist.

Dort, in dieser Feier, da wandelt sich was. Eine so unmittelbare Begegnung mit Gott gibt es für mich

nur dort. Auch wenn ich manchmal gar nicht bei der Sache bin – am Ende ist etwas mit mir passiert.



Unsere Autorin Nicole Seibold ist Diplom-Theologin und Pastoralreferentin in der Diözese Augsburg. Sie ist verheiratet und hat vier Söhne.

Beilagenhinweis

(außer Verantwortung der Redaktion). Einem Teil dieser Ausgabe liegt bei: Prospekt mit Spendenaufruf der Pallottiner KdöR, Limburg bzw. Friedberg. Wir bitten unsere Leser um freundliche Beachtung.

Reise / Erholung

500 Fasten-Wanderungen
Telefon/Fax 0631-47472 · www.fastenzentrale.de



Für alles sollt ihr Gott vielen Dank sagen, für das Gute und für das Böse. Johannes von Gott

DIE BIBEL LEBEN TAG FÜR TAG

Sonntag, 7. März
Dritter Fastensonntag
Reißt diesen Tempel nieder und in drei Tagen werde ich ihn wieder aufrichten. (Joh 2,19)

Jesus kennt seinen Auftrag, den er vom Vater empfangen hat. Sein Leben ist ganz auf den Vater ausgerichtet. Keine Macht dieser Erde kann das verhindern. Durch alles hindurch siegt das göttliche Leben: Das Gebeugte richtet er auf, dem Tod wird die Macht genommen. Diese Verheißung kann unser Leben verwandeln.

Montag, 8. März
Er aber schritt mitten durch sie hindurch und ging weg. (Lk 4,30)

Die Menschen in Nazaret haben die Worte Jesu nicht verstanden und wollten ihn aus ihrer Mitte entfernen. Was habe ich von Jesus verstanden? Lade ich ihn ein, in mein Leben einzutreten und bei mir zu bleiben? Habe ich Platz für ihn, auch wenn es unbequem ist? Kann ich ihm vertrauen, auch wenn ich nicht alles verstehe?

Dienstag, 9. März
Herr, wie oft muss ich meinem Bruder vergeben? Bis zu siebenmal? – Nicht bis zu siebenmal, sondern bis zu siebenzigmal siebenmal. (Mt 18,21f)

Die Messlatte liegt hoch, wenn es um das Vergeben geht. Es zeigt zugleich, wie wichtig es Jesus ist und wie unverzichtbar für unser Zusammenleben. Auch wenn wir hinter diesem hohen Anspruch zurückbleiben, sollten wir nicht müde werden, es immer wieder zu versuchen und zu leben.

Mittwoch, 10. März
Ich bin nicht gekommen, um aufzuheben, sondern um zu erfüllen. (Mt 5,17)

Mit Jesus ist uns die ganze Fülle Gottes geschenkt, aus der wir jeden Tag neu Kraft schöpfen können. Er gründet auf dem Bund Gottes mit seinem Volk und

auf das Fundament der Propheten. Er hebt nicht auf, sondern schenkt ein neues Verstehen und eine größere Tiefe und Weite. In ihm ist Gottes Geist lebendig.

Donnerstag, 11. März
Andere wollten ihn auf die Probe stellen und forderten von ihm ein Zeichen vom Himmel. (Lk 11,16)

Jesus ist das Zeichen vom Himmel – und noch mehr als jedes Zeichen. In ihm offenbart sich Gottes Güte und Menschenfreundlichkeit, die Fülle allen Erbarmens und des Lebens. In Dankbarkeit können wir uns immer wieder neu dafür öffnen und Jesus mehr Raum im eigenen Herzen schenken.

Freitag, 12. März
Darum sollst du den Herrn, deinen Gott, lieben – und deinen Nächsten wie dich selbst. (Mk 12,29ff)

Jesus vereint das Gebot der Nächstenliebe mit dem

Gebot der Gottesliebe. So macht er uns die Würde des Menschen bewusst. Es ist wichtig, Gott nichts vorzuziehen. Zugleich ist die Liebe zu unseren Mitmenschen ein Ausdruck, dass wir etwas von Gottes Liebe verstanden haben, die überfließt auf alle Menschen.

Samstag, 13. März
Der Zöllner schlug sich an die Brust und betete: Gott, sei mir Sünder gnädig. (Lk 18,13)

Der Zöllner stellt sich mit seiner Bedürftigkeit vor Gott. Er steht zu seiner eigenen Wahrheit, die der Vergebung bedarf. Vor Gott stehen – so wie ich bin, ohne auf andere zu schielen, mich von ihm anschauen und lieben lassen –, so vermag Gott in mir und durch mich zu wirken.



Schwester Teresia Benedicta Wiener ist Priorin des Karmel Regina Martyrum Berlin.



Unser Angebot für Abonnenten:

Die SonntagsZeitung immer mit dabei!

Für nur 1 Euro mehr im Monat erhalten Sie das ePaper zusätzlich zur gedruckten Zeitung!

So können Sie jederzeit die Katholische SonntagsZeitung lesen, auch wenn Sie nicht zu Hause sind.

Profitieren Sie von den Vorteilen der digitalen Version: schnelles und unkompliziertes Navigieren und eine bessere Lesbarkeit durch Bildschirmbeleuchtung und stufenlose Vergrößerung.

Falls Sie die Katholische SonntagsZeitung nur als ePaper abonnieren möchten, erhalten Sie diese zum günstigsten Preis von **EUR 70,80** im Jahr!

Jetzt sofort bestellen:

epaper@suv.de oder Tel. 0821/50242-53



Für nur 1 Euro mehr!